Fr. Wagner sc.

DER ROSENSTOCK.

Gesammelte

Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Achtes Bändchen.

Augsburg,

Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Rosenstock.

1.

Herr Alkmar und sein Sohn Ludwig.

Herr Alkmar war ein angesehener Kaufmann von großem Verstande, und, was noch mehr ist, ein Mann von dem vortrefflichsten Herzen. Eine ihm ganz eigene Leutseligkeit, die von Herzen kam, gewann ihm alle Herzen; die ungesuchte, ihm ganz natürliche Würde bei Allem, was er sprach und that, flößte Ehrfurcht ein. Obwohl er schon etwas betagt war, so hatte er, als ein Zeichen wohl zugebrachter Jünglingsjahre, noch eine so frische, fast jugendliche Gesichtsfarbe, daß Fremde, die ihn das erste Mal sahen, ihn für zehn Jahre jünger hielten. Sein Anzug war immer sehr einfach und ohne allen Prunk; am liebsten trug er einen dunkelfarbigen Ueberrock von sehr feinem Tuche, und nur ein Ring mit einem kostbaren Edelsteine bezeichnete den Mann von großem Vermögen. Sein schönes wohlgebautes Haus, das er leicht mit fürstlicher

Pracht hätte ausschmücken können, hatte nur eine anständig bürgerliche und etwas alterthümliche Einrichtung; er haßte unmäßige Pracht und öfteres Aendern der Hausgeräthe als ungeziemend für einen Bürger; allein einige herzerhebende Gemälde von großen Meistern dienten dem Hause zur bessern Zierde. Die Ordnung und Genauigkeit, womit er seine große Handlung führte, war musterhaft; er war so zuverläßig, so rechtschaffen und billig, daß Jedermann am liebsten mit ihm Geschäfte machte.

Einige tadelten zwar an ihm, daß er sich in manches Geschäft einließ, das etwas ins Kleinliche ging, ihm viele Mühe machte, und ihm geringen Gewinn, ja manchmal wohl gar nicht unbedeutenden Verlust brachte. Allein er befaßte sich mit dergleichen Geschäften bloß, um vielen arbeitsamen Familien, die sonst brodlos gewesen wären, Verdienst und ihr ehrliches Auskommen zu verschaffen, indem er diese Art von Wohlthätigkeit für die beste hielt. Ehrliebende Hausarme, die nichts mehr verdienen konnten, unterstützte er im Stillen sehr reichlich, und um manchen Familienvater, der durch Unglücksfälle weit herabgekommen war, zu retten, hatte er mit wahrer Großmuth in Geheim schon manche bedeutende Summe hingegeben. Er wurde als ein sehr wohlthätiger Mann und als ein wahrer Menschenfreund gepriesen. Nur leichtsinnige und arbeitscheue Verschwender, die Geld von ihm

borgen wollten, lobten ihn nicht; denn er wußte ihnen Sparsamkeit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit sehr nachdrücklich einzuschärfen, und hatte bei seinem mannichfaltigen und ausgebreiteten Gewerbe immer sogleich eine angemessene Arbeit, wobei sich mit anhaltendem Fleiße wohl etwas verdienen lasse, für sie in Bereitschaft — wozu sie sich denn freilich nicht verstanden, und ihm von Herzens gram wurden.

Mit seiner Ehegattin, einer in jeder Hinsicht vortrefflichen Frau, hatte er fünfzehn Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt. Er hatte sie, obwohl sie sehr schön war, nicht wegen ihrer Schönheit, auch nicht wegen ihres Vermögens, das geringe war, vor vielen Andern gewählt. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre liebenswürdige Bescheidenheit, ihre jungfräuliche Sittsamkeit, ihre Arbeitsamkeit und ihre übrigen häuslichen Tugenden dünkten ihm der beste Brautschatz. Nach ihrem Tode, der ihn tief betrübte, wollte er nie mehr von einer zweiten Ehe hören.

Von seinen Kindern, die frühe starben, war ihm nur ein einziger Sohn, Namens Ludwig, übrig geblieben, der nunmehr einige zwanzig Jahre alt, und das getreue Ebenbild seines Vaters war. Schön und blühend von Angesicht, wohlgebildet und von edler Gestalt, voll Anstand in seinem Betragen, genau in seinen Geschäften, gefällig ge-

gen Freunde, großmüthig gegen Arme, untadelig in seinen Sitten, voll Ehrfurcht gegen Gott und gegen Alles, was dem Menschen heilig seyn muß, war er die einzige Freude des Vaters und eine Zierde der Stadt. Gegenwärtig befand sich der treffliche Sohn, theils in Geschäften, theils sich noch mehrere Handelskenntnisse zu erwerben, in England, und der Vater erwartete täglich seine Zurückkunft.

Eines Abends nun, da es eben draußen sehr stürmte und regnete, saß der alte Herr Alkmar eben in dem warmen Zimmer bei einer Schale Kaffee und rauchte sein Pfeifchen. Herr Wohlmuth, sein erster Buchhalter, der noch mit ihm zur Schule gegangen war, und den er wegen seiner Rechtschaffenheit und Treue seinen ersten Freund zu nennen pflegte, saß bei ihm und Beide verabredeten mit einander eben ein kleines Fest, das bei der Ankunft des edlen Ludwigs gefeiert werden sollte.

Da trat der Briefträger mit einem Pack Briefe herein. Herr Alkmar erbrach sie und durchlief sie mit schnellen Blicken. Als er wieder einen durchging, der ihn sehr zu erfreuen schien, veränderte sich plötzlich seine Gesichtsfarbe, und die Hand, in der er den Brief hielt, fing an heftig zu zittern. Wohlmuth erschrak. Er wußte, daß Verluste im Handel, deren Herr Alkmar schon viele mit Gleich-

muth übertragen hatte, ihn nicht so betrüben konnten. „Um des Himmels willen, was ist Ihnen!“ fragte Wohlmuth bekümmert. „Da lies!“ sprach Alkmar mit einem Seufzer, reichte ihm den Brief, sank in seinen Lehnsessel zurück, faltete die Hände, und blickte voll stummen Schmerzens zum Himmel.

Wohlmuth las. Ein Handlungsfreund in Hamburg meldete bloß in einer Nachschrift den Untergang eines Schiffes — und das Schiff war, was der Handlungsfreund freilich nicht gewußt hatte, eben das Schiff, auf dem Ludwig zurückkommen sollte.

Diese Nachricht war auch für Wohlmuth ein Donnerschlag. Indeß suchte er seinen Freund Alkmar zu beruhigen. „Einige Personen,“ sagte er, „wurden ja laut des Briefes gerettet. Vielleicht war Ludwig unter diesen wenigen Glücklichen! Auch wäre es ja noch möglich, daß Ludwig sich gar nicht auf diesem Schiffe befunden hätte. Vielleicht ließ Gottes heilige Vorsicht, ihm irgend ein Hinderniß in den Weg kommen, daß er in England noch aufgehalten wurde, und sich nicht einschiffen konnte. Wir haben ja viele dergleichen Beispiele, wie der gütige Gott die Menschen vor drohendem Unglück gnädig bewahrt hat.“

„Du machst da,“ sprach Alkmar, „ein schwaches Fünklein von Hoffnung in meinem Herzen aufglimmen, lieber Wohlmuth! Allein ich fürchte,

es werde bald wieder erlöschen. Indeß wollen wir sobald möglich ins Klare kommen.«

Er schellte und sagte dem hereintretenden Diener: »Geh eilends auf die Post, eine Staffete zu bestellen. Sag' dem Herrn Postmeister, ich lasse ihn bitten, dem abgehenden Postillion das schnellste Pferd aus dem Poststalle zu geben. Der Brief, den der Postillion mitnehmen soll, werde sogleich folgen.«

Hierauf befahl Herr Alkmar, alle Handlungsdiener im Hause möchten bei allen Kaufleuten der Stadt nachfragen, ob sie nicht Briefe mit genaueren Nachrichten über den Untergang des Schiffes erhalten hätten; er aber selbst setzte sich hin, an den Handelsfreund in Hamburg zu schreiben.

Die Handlungsdiener kamen bald zurück, und brachten die Nachricht, der Untergang des Schiffes sey gewiß; jedoch seyen eilf Personen, und darunter ein junger Kaufmann, nebst dessen Diener gerettet worden. Der Name des Kaufmanns war aber nicht bekannt. Alkmar faßte wieder einige Hoffnung. Zwischen Hoffnung und Furcht verfloß ihm der folgende Tag. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete er die Staffette mit der Antwort zurück. Er fühlte eine unnennbare Angst, und mußte alle seine Kräfte aufraffen, nicht vor Angst zu vergehen. »Vater,« betete er, »wenn dieser Kelch nicht mehr vorüber gehen kann, ohne daß ich ihn

trinke, so sende mir Kraft und Stärke vom Himmel, mich in Deinen heiligen Willen zu ergeben!“

Die ganze Stadt, in der Ludwig allgemein geschätzt und geliebt war, erwartete die Zurückkunft der Staffette mit banger Erwartung. Ludwigs Schicksal war das allgemeine Gespräch der Stadt. Endlich kam die Antwort: Ludwig sey mit auf dem Schiffe gewesen; allein unter den Geretteten befinde er sich nicht. „Nun, guter Gott!“ sagte Herr Alkmar tief erschüttert, „so war es denn Dein Wille so! Was Du thuest, ist wohlgethan. Anbetend unterwerfe ich mich Deinen unerforschlichen, aber immer weisen und liebevollen Fügungen.“

Er war zu angegriffen, als daß seine Augen hätten Thränen finden können. Voll stummen Schmerzens verschloß er sich in sein Zimmer, um dem Andrange tröstender Freunde und Verwandten auszuweichen, und seinen Trost in Gott zu suchen.

2.

Nähere Nachrichten von Ludwig.

Einige Tage nachdem der Brief mit der bestimmten Nachricht von Ludwigs Tode angekommen war, ließ sich ein alter Matrose bei Herrn

Alkmar melden. Herr Alkmar, der im schwarzen Kleide an seinem Schreibtische saß, ließ ihn sogleich vor. Der Matrose hatte sich auf dem unglücklichen Schiffe befunden, und konnte dem Herrn Alkmar den ausführlichsten Bericht von dem Untergange des Schiffes erstatten.

„Wir hatten einen Sturm auszustehen," sagte der Matrose, „desgleichen ich alter Mann noch nie erlebt habe. Der Sturm hatte sich kurz vor Einbruch der Nacht erhoben, und das Schiff mit einer Gewalt fortgerissen, der nichts widerstehen konnte. Wir kamen weit von unserer Richtung ab, und wußten zuletzt nicht mehr, wo wir waren. Schwarze Wolken bedeckten den ganzen Himmel; die Nacht war so finster, daß wir kaum die Hand vor den Augen sehen konnten. Eine oder zwei Stunden nach Mitternacht fühlten wir plötzlich einen Stoß, der uns Alle zu Boden warf; ein furchtbares Gekrach verkündete uns, das Schiff sey gescheitert. Das Wasser drang mit großer Gewalt von allen Seiten in das Schiff; es wurde von der Macht der Wellen bald vollends zertrümmert. Der Steuermann, ich und sieben andere Matrosen, und noch zwei Reisende, die gute Schwimmer waren, retteten sich auf die Klippen, an denen das Schiff gescheitert war. Der Kapitän und alle Uebrigen auf dem Schiffe sind in dem Meere ertrunken."

„Der junge Herr Alkmar," fuhr der Matrose

fort, und wischte sich die Augen, „wurde von uns allen herzlich bedauert. Wir Matrosen liebten ihn alle sehr; er war gar so liebreich und freundlich. Er redete mit Jedem von uns, erkundigte sich nach allem, was die Schifffahrt betrifft, und hat uns, wenn wir wacker gearbeitet hatten, manchen guten Trunk bezahlt. Ich weiß gewiß, jeder aus uns hätte mit Freuden sein Leben daran gewagt, ihn, wenn es möglich gewesen wäre, zu retten. Allein wir fanden nicht mehr Zeit, auch nur daran zu denken. Ich habe ihn Abends, da eben der Sturm loszubrechen drohte, noch oben auf dem Verdecke des Schiffes gesehen. Mir ist's, ich sehe ihn noch! Er saß in seinem dunkelblauen Ueberrocke auf einer Bank, las in einem Briefe, und eine Brieftasche von rothem Saffian lag neben ihm. Er schien sehr gerührt. Vielleicht hatte er eine Ahnung von dem, was ihm bevorstand. Wir sahen nichts mehr von ihm! Nur die Brieftasche habe ich nachher unter den Trümmern des Schiffes gefunden. Hier ist sie! Sie enthält mehrere Briefe an ihn und eine Banknote von Werth. Deßhalb wollte ich Ihnen die Brieftasche selbst überbringen."

Herr Alkmar nahm die Brieftasche mit zitternder Hand und öffnete sie. Er erblickte die Briefe, die er an seinen Sohn geschrieben hatte. „Der gute Ludwig!" sprach Herr Alkmar. „Alle meine Briefe hat er auf's Sorgfältigste aufbewahrt, sie

bei sich getragen, und wie ich es wünschte, öfter wieder gelesen!“ Der liebevolle Vater, dessen Schmerz bisher thränenlos war, konnte erst jetzt beim Anblicke dieser Briefe wohlthätige Thränen vergießen, die seine gepreßte Brust erleichterten. „Weinen Sie immerhin,“ sagte der Matrose, indem ihm selbst die Thränen über die braunen Wangen flossen; „er ist der Thränen werth. Ach, ich wollte, er stände hier, und ich läge dafür im tiefsten Abgrunde des Meeres! Er könnte der Welt noch mehr nützen, als ich alter, abgelebter Mann.“

Der Matrose beschloß seine Erzählung. „Am Morgen nach unserm Schiffbruche,“ sagte er, „erblickten wir uns auf einem kahlen Felsen und rings umher nichts, als das unermeßliche Meer. Wir wären hier ganz gewiß vor Hunger und Durst umgekommen, denn wir fanden nichts als einige Meermuscheln und etwas Regenwasser, das sich in den Spalten der Felsen gesammelt hatte. Allein da schickte Gott ein Schiff her, das nicht weit von unserm Felsen vorbeisegelte. Wir erhoben an einer Segelstange ein Segeltuch, das der Sturm an das Ufer geworfen hatte, und gaben damit dem Schiffe ein Zeichen. Wir wurden in das Schiff aufgenommen. Auf dem fremden Schiffe kamen wir nach Hamburg und brachten von unserm Schiffe nichts zurück, als die Nachricht von seinem Untergange.“

Herr Alkmar nahm die Banknote aus der Brieftasche, und schenkte sie dem Matrosen. „Nehmt dieses,“ sagte er, „für Eure Liebe zu meinem Sohne und für die Redlichkeit, mit der ihr die Banknote zurück gabt. Mein Buchhalter soll sie Euch in baares Geld umsetzen. Legt aber das Geld an — als einen Nothpfennig für Eure alten Tage!“ Der Matrose erstaunte über dieses reiche Geschenk, und dankte mit weinenden Augen Gott und dem Herrn Alkmar.

Herr Alkmar fühlte den Schmerz über den Verlust seines Sohnes mehrere Tage in allen Gliedern. Seine Gesundheit fing an zu wanken. Eines Morgens, an einem Sonntage, da er eben aus der Kirche zurückkam, wo er dem Gottesdienste mit großer Andacht beigewohnt hatte, fühlte er sich gar nicht wohl. Er fand nicht mehr Zeit, die Trauerkleider abzulegen, und sank in seinen Lehnsessel. Wohlmuth, der ihn begleitet hatte, hoffte, der Anfall werde vorübergehen, und machte dem Herrn Alkmar Hoffnung, es werde bald besser werden.

„Lieber Wohlmuth!“ sagte Alkmar, „meine Hoffnungen in dieser Welt sind dahin. Allein mir gehen jetzt herrlichere Hoffnungen auf. Ja, bald wird es besser mit mir werden — drüben in der bessern Welt. Ich habe heute meine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen, und mich mit dem

Brode des Lebens auf die weite Reise gestärkt. Ich hoffe, meine ewigen Angelegenheiten seyen in Ordnung; nun will ich auch noch einige zeitliche Geschäfte in Richtigkeit bringen. Setz' dich hieher an den Tisch; da ist Papier, Dinte und Feder. Ich will dir meinen letzten Willen diktiren; Notar und Zeugen mögen ihn dann unterschreiben und siegeln. — Das große Vermögen, mit dem mich Gott segnete, würde ganz meinen Anverwandten zufallen. Wie ich sie aber kenne, wäre das kein Glück für sie, sondern ein wahres Unglück. Sie sollen indeß, wiewohl sie mir nicht sehr nahe verwandt sind, dennoch den ansehnlichsten Theil davon erhalten; jedoch unter solchen Bedingungen, daß sie das Geld nicht zu ihrem Schaden mißbrauchen und verschwenden, sondern nur nützlich anwenden können; es soll vorzüglich ihren Kindern zu gut kommen. Wenn aber die Kinder nicht was Rechtes lernen wollen, und sich nicht gut aufführen, so sollen sie von meinem Gelde keinen Heller zu sehen bekommen. Für dich, lieber Wohlmuth, und für alle meine treuen Diener, die mir mein Vermögen erwerben halfen, soll wohl gesorgt werden. Auch die Armen und die Schulen werde ich nicht vergessen. Doch, schreibe jetzt, mich dünkt, wir haben wenig Zeit mehr übrig.«

Alkmar fing an zu diktiren, hielt aber plötzlich inne und sagte: „Gott, wie wird mir! — Nun,

denke ich, kommt der Herr und ruft mich ab! — Er wolle dies Geschäft, das ich nicht mehr ausmachen kann, vollenden, und es Allen, die es betrifft, zum Besten gereichen lassen!“

Er schwieg — betete stille — und sprach dann mit brechender Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Nimm mich denn auf zu Dir, und vereinige mich droben bei Dir wieder mit meinen Geliebten, die mir vorausgegangen sind — mit meiner frommen Gattin, mit meinem guten Sohne Ludwig, und mit meinen übrigen Kindern!“ Mit diesen Worten verschied er. Er war vom Schlage gerührt worden. Durch einen sanften Tod hatte Gott ihn schnell zu sich genommen. Alle im Hause eilten auf Wohlmuths Rufen bestürzt in das Zimmer. Der Jammer, den alle erhoben, als sie ihren guten Herrn in der schwarzen Trauerkleidung, sein Haupt an Wohlmuths Brust gelehnt, als Leiche im Lehnsessel dasitzen sahen, läßt sich nicht beschreiben. Allein selbst der Anblick ihres erblaßten Wohlthäters gewährte ihnen Trost. Sein Angesicht sah so mild und lieblich, so fromm und selig aus, daß alle voll Andacht die Hände falteten. Es war ihnen, als lächle er, daß er sein Tagewerk auf Erden nun glücklich vollbracht habe. Und Wohlmuth sprach: „Er hat hier reichlich ausgesäet, und ist nun hingegangen, dort reichlich einzuärndten.“

3.

Eine unerwartete Erscheinung.

Der Tod des alten Herrn Alkmar setzte, so wie früherhin die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, die ganze Stadt in die aufrichtigste Betrübniß. Nur die Anverwandten waren nicht sehr bestürzt; sie fühlten vielmehr über die reiche Erbschaft, die ihnen so unerwartet zufiel, eine ganz unmäßige Freude. Sie konnten bei dem Leichenbegängnisse des alten Herrn, wo tausend redliche Zähren flossen, den Jubel ihres Herzens kaum verbergen, und mancher bedeckte seine Augen mit dem weißen Tuche, als trocknete er seine Thränen; allein im Grunde wollte er nur nicht merken lassen, daß er nicht weine.

„Die Erbschaft ist ungeheuer — unermeßlich!“ hieß es. Sie betrug auch in der That mehrere hunderttausend Gulden, wohl gar eine Million. Allein als es zum Theilen kam, zur Untersuchung der Handlungsbücher, der Papiere, der versiegelten Kassen — war den geldgierigen Erben Alles noch zu wenig. Sie begegneten dem alten würdigen Buchhalter Wohlmuth sehr unwürdig. Sowohl er, als die übrigen treuen Diener, denen Herr Alkmar Vieles vermacht haben würde, wenn ihn

der Tod nicht übereilt hätte, erhielten anstatt irgend eines Geschenkes, nichts als Vorwürfe. Von allen den milden Gaben, die Herr Alkmar seit Jahren ehrliebenden Armen wöchentlich hatte austheilen lassen, wurde nichts mehr bezahlt.

Die Verwandten geriethen unter einander selbst in Streit, und Alles ließ sich zu einem Prozesse an. Endlich siegte die Begierde, die Erbschaft sogleich zu besitzen. Sie schlossen einen Vergleich und alle waren nun bloß mit dem Gedanken beschäftigt, ihres Glückes zu genießen. Bei dem Einen wurde bereits gebaut, der Andere kaufte ein Landgut, der Dritte gab, um sichs wohl seyn zu lassen, seinen kleinen Handel ganz auf, und hielt sich Kutschen und Pferde. Sie dachten so wenig mehr an Herrn Alkmar, daß sie, wie wohl sie von Gericht dazu aufgefordert wurden, dem edlen Manne nicht einmal ein Denkmahl auf sein Grab setzen ließen. Sie ließen zwar mehrere Zeichnungen zu einem herrlichen Grabmahle verfertigen; allein sie konnten durchaus nicht darüber einig werden, welche Zeichnung sie wählen wollten — obwohl sie im Grunde alle einig waren, einen guten Vorwand zu haben, ihm gar kein Denkmahl errichten zu lassen, um die erforderlichen Kosten zu sparen.

Der größte Theil der Erbschaft war, nebst Haus und Garten, einem gewissen Herrn Pracht zugefallen. Herr Pracht ließ das Haus des alten

Herrn, das sehr bequem und dauerhaft, allein von einer etwas veralteten Bauart war, neu bauen und verschwenderisch ausschmücken. Vorzüglich ward der Speisesaal vergrößert, herrlich gemalt, und mit großen Spiegeln in goldenen Rahmen und prächtigen Kronleuchtern von Krystall geziert. Sobald Herr Pracht das neue Haus bezogen hatte, gab er allen Verwandten eine Abendmahlzeit und einen großen Ball. Er hatte ihnen dieses, als der Vergleich wegen der Erbschaft abgeschlossen wurde, versprochen, und wollte, wie er sagte, auf diese Art das neue Haus feierlich einweihen.

Hundert Wachskerzen erhellten den Saal, spielten in dem geschliffenen Krystall alle Farben des Regenbogens, strahlten aus den großen Spiegeln zurück, und erleuchteten das schimmernde Silbergeräth der Tafel. Alle Erben des seligen Alkmars, die sämmtlich durch die Erbschaft reich geworden waren, hatten sich, festlich gekleidet, eingefunden; besonders freuten sich die Frauen und noch mehr deren Töchter, nach abgelegter Trauerkleidung bei diesem Feste das erste Mal in erneutem Glanze erscheinen zu können. Herr Pracht, der mit vielem Gelde das Wörtlein von erkauft hatte und sich nunmehr Herr von Pracht nannte, und die nunmehrige Frau von Pracht gaben sich eine sehr vornehme Miene und suchten ihre Gäste mit adeligem Anstande zu bewillkommen; das Fräulein von

Pracht aber, die einzige Tochter des Hauses, war geputzt wie eine Prinzessin, und geberdete und drehte sich mit vieler Kunst, um die geerbten kostbaren Diamanten recht funkeln zu lassen. Nach einer beinahe fürstlichen Mahlzeit ward der Ball eröffnet.

Eine rauschende Musik ertönte. Man tanzte unausgesetzt bis Mitternacht. Es schlug auf der großen Thurmglocke eben zwölf Uhr — da verbreitete sich plötzlich über die ganze Gesellschaft Schrecken und Entsetzen. Die Musik verstummte — die Paare der Tanzenden blieben wie eingewurzelt stehen. Todesstille, nur von dem ernsten Glockenschlag und hie und da von einem durchdringenden Schrei der Angst, oder einem Rufe des Erstaunens unterbrochen, herrschte im Saale. Denn mit einem Male hatten sich beide Flügelthüren des Saales rasch geöffnet — und schwarz gekleidet und mit einem Angesicht, blaß wie der Tod, war der junge Alkmar in den Saal getreten, und ging ernst und schweigend, mit langsamen Schritten und bestrafenden Blicken mitten durch die Gesellschaft hin.

Wenn er wirklich und wahrhaftig aus dem Grabe zurückgekommen wäre, so hätte der Schrecken und das Entsetzen nicht größer seyn können. Alle Anwesenden fühlten — auch nachdem sie sich überzeugt hatten, er sey es wirklich und lebe — eiskalte Todesschauer. So schicklich, so nothwendig

es ihnen schien, Freude zu heucheln, ihn freundlich zu begrüßen — es war ihnen unmöglich. Der Verlust der Erbschaft war zu entsetzlich; das Erwachen aus dem glücklichen Traume, aus dem Rausche des Vergnügens, zu plötzlich und zu schrecklich. Herr von Pracht hatte sich in einen Sessel geworfen; der Frau von Pracht waren die Knie gebrochen und man mußte sie auf das Kanapee führen; die Fräulein Tochter lag in Ohnmacht.

Der edle Ludwig hatte nicht gedacht, daß sein Hereintreten die Gesellschaft in einen so furchtbaren Schrecken versetzen würde. Er wollte ihrer schonen und entfernte sich. Allein lange nachher, als er die Seitenthür hinter sich zugemacht hatte, fragte man noch immer: „Wachen oder träumen wir? War er es wirklich, oder war es eine Erscheinung aus dem Reiche der Todten?“ Die ganze Gesellschaft ging mit verstörten blassen Gesichtern und bebenden Schritten eilig auseinander.

4.

Ludwigs Errettung.

Die bestürzten Erben konnten nicht begreifen, wie der junge Alkmar, den die ganze Stadt für

todt hielt, und den sogar das Stadtgericht für todt erklärt hatte, sich unterstehen könne, noch zu leben, und sie durch seine unerwartete Wiederkunft so zu erschrecken. In der That mußte ihnen seine Zurückkunft sehr wunderbar vorkommen; indeß war es dabei sehr natürlich zugegangen.

Ludwig hatte in jener schrecklichen Nacht, als das Schiff scheiterte, sich auf einen Balken geschwungen. Wind und Wellen führten ihn in kurzer Zeit einige Meilen weit fort. Nun legte sich der Sturm, und es wehte nur mehr ein sanfter Wind. Ludwig, der mit aller Kraft eines Menschen, der mit dem Tode ringt, sich an dem Balken fest angeklammert hatte, erholte sich etwas. Er setzte sich auf den Balken. Als aber der Tag anbrach, sah er nichts als Himmel und Wasser. Er brachte den ganzen Tag, völlig durchnäßt und ohne irgend eine Erquickung, auf dem Meere zu. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange; er sah nichts als den Tod vor Augen. Allein er war von Herzen fromm; seine guten Eltern hatten ihn im Glauben an Gottes heilige Vorsehung erzogen. Vorzüglich hatte seine fromme Mutter ihn aus ihrem edlen, glaubensvollen Mutterherzen beten gelehrt. Er betete auch jetzt mit großer Inbrunst um Rettung, oder Muth von Oben, männlich und in Gottes heiligen Willen ergeben zu sterben. „Rette mich, Allmächtiger,“ rief er, „oder

wenn es Dein heiliger Wille nicht ist, daß ich meinen Vater noch einmal sehe — so tröste Du ihn; mir aber gieb Muth zu sterben.“

Sieh, da erblickte er in unermeßlicher Ferne die weißen Segel eines Schiffes. Er betete mit neuer Inbrunst. Das Schiff kam im Glanze der Abendsonne immer näher und näher. Er wurde bemerkt und gerettet — und sein Dank gegen Gott, seinen Erretter, war so inbrünstig als vorhin sein Gebet.

Nachdem Ludwig auch dem Schiffskapitän und der Schiffmannschaft gedankt, und sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, erzählte er die Geschichte seines Schiffbruchs, und bat den Kapitän, ihn an das nächste Land zu bringen. Herr Anson, der Kapitän, sagte: „Ich würde dieses von Herzen gern thun, mein lieber junger Freund; allein, wie Sie sehen, ist dieses Schiff ein englisches Kriegsschiff. Ich darf kein Haarbreit von der mir vorgeschriebenen Laufbahn abweichen. Sie müssen, wenn unterwegs uns nicht etwa ein anderes Schiff begegnen sollte, sich gefallen lassen, die Reise nach Amerika mitzumachen.“

Das Schiff kam auf einer kleinen amerikanischen Insel, wohin es bestimmt war, glücklich an. Ludwig war sehr bestürzt, als er hier nicht ein einziges Schiff fand, das nach irgend einem Welttheile abzusegeln bereit gewesen wäre. Der Kapitän,

ein Mann von Religion, Tugend und sehr gesetztem Betragen, suchte ihn zu beruhigen. „Was ist es denn,“ sagte er, „wenn Sie einige Zeit hier zubringen müssen? Ich muß wohl gar ein Jahr zum Schutze dieser Insel hier verweilen, bis ich von einem andern Schiffe abgelöst werde. Machen Sie aus der Noth eine Tugend. Jede Lage, in die uns Gottes heilige Vorsehung versetzt, ist uns nützlich und heilsam, wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen. Ihr Aufenthalt dahier kann für ihr ganzes künftiges Leben selige Folgen haben.“ Der Kapitän wies ihm ein hübsches Zimmer an, das die Aussicht auf das Meer hatte, und sorgte dafür, daß ihm nichts Nöthiges abging.

Ludwig wanderte auf der Insel umher, sie näher zu besehen. Ueberall erblickte er unübersehbare Pflanzungen von Zuckerrohr und Kaffeebäumen, und eine Menge schwarzer Sklaven, die sehr fleißig arbeiteten; auch sah er, bald da bald dort, ein sehr schönes Landhaus. Die reichgebaute Ebene war von Felsen und Wäldern umgeben, die bis an die Wolken reichten. Allein jetzt trat auf der Insel die gewöhnliche Regenzeit ein. Der Kapitän hatte von Morgen bis Abend mit seinen Dienstgeschäften zu thun. Ludwig saß den Tag über auf seinem einsamen Zimmer, durch dessen Fenster er nichts als trübe Regenwolken und das stürmische Meer erblickte. Er bekam lange Weile und fragte

nach Büchern. Er vernahm, auf der ganzen Insel befinde sich kein einziges deutsches Buch. Er war sehr froh, daß er die englische Sprache verstand, und bat den Kapitän, ihm ein oder das andere englische Buch zur Unterhaltung mitzutheilen. „Von dergleichen Büchern habe ich wirklich keines," sagte der Kapitän. „Ich werde Ihnen aber ein Buch bringen, das einem Manne, wie Sie sind, die allerlehrreichste und allerangenehmste Unterhaltung gewähren muß, ja, das in jeder Hinsicht einzig ist, und alle Bücher der Welt weit übertrifft." Der Kapitän brachte ihm die heilige Schrift, in einer alten, aber sehr schönen Ausgabe. „Dieses göttliche Buch," sagte er, „hat mir der theuerste meiner Anverwandten, ein ehrwürdiger Greis, der als Bischof in Irland starb, zum Andenken gegeben. Er warnte mich zwar, es nicht jedem Menschen ohne Unterschied zum Lesen mitzutheilen, indem schon manche, die nicht aufrichtig nach Wahrheit und Besserung trachteten, und noch voll Eigendünkel und Rechthaberei steckten, es zu ihrem Verderben mißbrauchten. Allein diese Gefahr ist für Sie, lieber Alkmar, nicht zu befürchten; bei Ihrer christlichen Erziehung und Ihrem frommen, durch Leiden geprüften Sinne wird es Ihnen sicher zum Segen gereichen. „Nimm und lies!" rief eine Stimme vom Himmel dem heiligen Augustin zu, und diese Worte, mit denen die

heilige Schrift gemeint war, sage ich auch Ihnen.“ Ludwig las nun täglich mehrere Kapitel. In seiner gegenwärtigen Lage, da er sich aus allen seinen Geschäften herausgerissen und von allen Zerstreuungen entfernt sah, machte dieses göttliche Buch einen ganz eigenen Eindruck auf ihn; er ward von der Göttlichkeit desselben ganz entzückt und tief gerührt. Sein Herz ward von Anbetung Gottes und unsers Erlösers durchdrungen; er fühlte sich mit jedem Tage frömmer und besser.

Als sich wieder eine heitere, freundliche Witterung einstellte, kam der Kapitän gewöhnlich gegen Abend und nahm Ludwig mit auf die Jagd. Da aber der Kapitän ein großer Freund des Pflanzenreiches war, so beschäftigte er sich, indem er Feld und Wald, Berg und Thal durchwanderte, mehr mit Kräutersammeln, als mit Jagen. Er rief oft hocherfreut, wenn er eine ihm noch unbekannte schöne Pflanze in voller Blüthe fand: „Herr, wie sind Deiner Gedanken so viele!“ Auch Ludwig fand an diesem unschuldigen Vergnügen immer mehr Geschmack. „Sie müssen die Sache etwas ernsthafter treiben,“ sagte der Kapitän. „Ich will Ihnen ein sehr gründliches Buch über das Reich der Pflanzen mittheilen, aus dem Sie diesen herrlichen Theil der Schöpfung Gottes näher werden kennen lernen.“ Ludwig studirte nun die Pflanzenkunde, legte sich eine Kräutersammlung

an, und fand täglich Gelegenheit, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte auf's Neue zu bewundern.

„Hier auf dieser Insel," sagte er zu dem Kapitän, „lernte ich Gott in seinem Worte — der heiligen Schrift, und in seinen Werken — der Natur, mehr erkennen! Und Gott kennen und Ihn lieben, ist doch das wichtigste Geschäft, das den größten Gewinn bringt. Diesem Geschäfte, das den Geist bildet und ihn einer ewigen Seligkeit fähig macht, müssen alle Handelsgeschäfte, die nur die Bedürfnisse des Leibes befriedigen, weit nachstehen. Sie hatten vollkommen Recht, Herr Anson, Gott hat mich nicht ohne die weiseste Absicht hierher geführt. Mein Aufenthalt auf dieser Insel wird mir für mein ganzes künftiges Leben zum Segen gereichen."

Endlich, nach mehreren Monaten landete ein Schiff, das aus Boston in Amerika war und die folgende Woche wieder dahin zurück segeln wollte. Der Kapitän gab Ludwig den Rath, mit dem Schiffe nach Boston zu reisen. „Freilich," sagte er, „entfernen Sie sich auf diese Art noch weiter von Ihrem Vaterlande; allein in Boston werden Sie bald Gelegenheit finden, nach London zu segeln, und von da gehen fast jede Woche Schiffe nach Hamburg ab." Ludwig fand diesen Rath sehr gut; indeß gerieth er doch in große Verlegenheit. Er, der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes,

war wirklich — was er sich nie als möglich gedacht hatte — ohne alles Geld. Er saß daher am Abende vor seiner Abreise sehr nachdenklich bei Tische. „Was fehlt Ihnen?“ fragte der Kapitän. Ludwig sagte: „Wie kann ich die weite Reise unternehmen, da ich nicht einen Pfennig Geld habe!“ „Ist's nur das!“ sprach der Kapitän; „dafür ist schon gesorgt.“ Er zählte dem erstaunten Ludwig eine ansehnliche Summe, die schon bereit lag, in Gold hin. „Eine Handschrift,“ sagte der Kapitän, „ist Alles, was ich von Ihnen verlange.“ „Wie?“ rief Ludwig, „mir, den Sie als einen armen Schiffbrüchigen in Ihr Schiff aufnahmen, wollen Sie so viel Geld anvertrauen? Sie kennen ja meine Verhältnisse bloß aus meinem Munde.“ „Ich kenne Ihre Gesinnungen,“ sprach der Kapitän, „und das ist genug. Ich würde Ihnen noch mehr geben, wenn ich es hätte. Indeß werden Sie mit diesem Gelde bis London ausreichen. Wenn ich einem Manne, wie Sie, nicht trauen wollte, so möchte ich mit den Menschen lieber gar nichts mehr zu thun haben. Uebrigens erweisen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie dieses Geld annehmen und es in London meiner alten Mutter, die meiner Unterstützung bedarf, wieder wollen auszahlen lassen. Besuchen Sie in London die treffliche Frau und übergeben Sie ihr diesen Brief hier.“

Ludwig versprach, sowohl diese Summe, als was der Kapitän sonst noch für ihn ausgelegt hatte, bei einem Handelsfreunde in London zu erheben, und der Mutter des Kapitäns selbst zu überbringen.

Am Morgen der Abreise umarmten Beide einander herzlich. Ludwig fuhr ab und kam, wiewohl auf großem Umwege, endlich nach London. Er eilte sogleich zu dem Handelsfreunde, einem sehr rechtschaffenen Kaufmanne, bei dem er während seines letzten Aufenthaltes in London gewohnt hatte. Der Kaufmann war sprachlos vor Erstaunen, als er Ludwig, den er für todt hielt, lebend hereintreten sah. Aber noch größer war Ludwigs Schrecken, als er hier vernahm, sein guter Vater sey todt. Sein Schmerz war unaussprechlich. Indeß ließ er sich von dem Kaufmanne Geld vorstrecken, bezahlte der Mutter des Kapitäns noch einmal so viel, als dessen Forderung betrug, bestellte sich Trauerkleider, und reiste sogleich mit dem ersten Schiffe nach Hamburg ab. Dort nahm er die Post, und kam endlich spät bei Nacht in seiner Vaterstadt an.

Mit schwerem Herzen ging er durch die Straßen zu seinem väterlichen Hause. Er dachte, das Haus still und in tiefer Trauer zu finden. Die hell erleuchteten Fenster waren ihm ein schmerzlicher Anblick; die laute Freude, die Tanzmusik, das

Getöse der Tanzenden verwundeten sein zerrissenes Herz noch mehr. Er konnte sich nicht enthalten, sich unangemeldet zu zeigen, um dem wilden Lärmen ein Ende zu machen. Daher war seine plötzliche Erscheinung in dem Saale gekommen.

5.

Das Grab des Vaters.

Ludwigs erster Gang am folgenden Morgen war nach dem Gottesacker, das Grab des geliebten Vaters aufzusuchen. Sein seliger Vater hatte sich erst seit einigen Jahren in der Stadt niedergelassen, und hatte deßhalb noch kein bestimmtes Familienbegräbniß. Ludwig irrte lange zwischen Gräbern umher. Die Morgensonne schien sehr lieblich — er merkte es aber kaum. „Wunderbar," sagte er, „daß ich das Grabmahl meines Vaters nicht finden kann, der bereits über ein Jahr todt ist!"

Ein Todtengräber arbeitete an einem neuen Grabe. Ludwig ging zu ihm und sagte: „Freund! sey doch so gut und zeige mir den Grabstein des seligen Alkmars." Der Todtengräber war ein alter, redseliger Mann, der aber den edlen Ludwig nicht kannte. „Das Grab," sagte er und steckte die

Schaufel in die aufgeworfene Erde, „will ich Ihnen wohl zeigen, mein Herr; aber ein Stein darauf fehlt noch. Es thut mir in der Seele weh, es zu sagen! Die Erben haben ihm keinen Grabstein gesetzt, und werden ihm wohl auch keinen setzen lassen. Sie haben ihn bereits vergessen — den guten Herrn.“

Ludwig weinte glühende Thränen. Er folgte dem Todtengräber an das Grab. Der Hügel war mit reinem grünen Rasen bekleidet, und ein Rosenstock war daraus hervorgewachsen, so schön, als Ludwig je einen gesehen hatte. Eine Menge halb und ganz aufgeblühter Rosen prangten zwischen dem dunkelgrünen Laube; tausend Thautropfen hingen an Blättern und Blumen und funkelten in der Morgensonne. Der Rosenstrauch war sehr gut gehalten; kein dürres Zweiglein, nicht einmal ein Blättchen, das von Insekten beschädigt worden, war daran zu entdecken.

Ludwig stand eine Zeit schweigend mit gerungenen Händen so da, und seine Thränen fielen herab auf das Grab seines Vaters. Der Anblick des Rosenstockes war ihm indeß doch ein kleiner Trost, und erheiterte ihn ein wenig. Nachdem er lange schweigend gebetet, seinem Vater in seinem Herzen für alle Wohlthaten gedankt, und ihm die Ruhe des Himmels gewünscht hatte, fragte er den Todtengräber: „Und wer hat denn die schönen Rosen hieher gepflanzt?“

„Ach Du mein Gott," sagte der Todtengräber, „das gute Kind! Es ist die Tochter des alten Wohlmuths, der bei dem seligen Herrn Alkmar Buchhalter gewesen, die Jungfer Luise. Sie war sehr bestürzt, daß der gute, selige Herr nicht einmal einen Grabstein haben sollte." „O daß wir reich wären," sagte sie, „dann sollte er das schönste Denkmahl haben auf dem ganzen Gottesacker. So aber —" setzte sie traurig hinzu — „will ich thun, was ich kann. Ich will ihm ein Rosenstöcklein auf das Grab pflanzen. Ist's gleich nicht so kostbar als ein Denkmahl von Marmor, so ist's doch nicht weniger gut gemeint. Und vielleicht rührt es doch manches edle Herz mehr, als wenn eine marmorne Statue hier stände — zumal wenn man hört, welch eines edlen Mannes Grab es bezeichne." Sie kaufte schon im Februar einen Rosenstrauch und brachte ihn hierher. Sie faßte mit ihren zarten Händen die Schaufel, die sie von mir entlehnte, grub unter vielen heißen Thränen die Erde auf, und setzte den Strauch ein. Mit eigenen Händen legte sie die Rasenstücke, die sie mit Hülfe ihrer Geschwister herbei brachte, zurecht. Sehen Sie, es ist sehr weit von dem Gottesacker bis dort hinab an den Fluß. Und doch holte sie öfter dort das Wasser, den Strauch zu begießen. Sie brachte ein eigenes irdenes Geschirr dazu, das sie dort unter einem Leichensteine verborgen hat.

Jeden Sonntag Nachmittags oder auch an den Werktagen Abends kommt sie mit einem oder dem andern, oder auch mit mehreren ihrer kleinen Geschwister hieher — und weint die hellen Thränen. Ja, Du mein Gott, es ging mir oft recht zu Herzen! Mancher besucht seine lebenden Freunde nur, so lange sie geben können. Der alte Herr kann ihnen nichts mehr geben, und doch kommen sie noch hieher, wo seine Gebeine ruhen. Die Leute sind sehr dankbar!«

Da Ludwig sehr theilnehmend zuhörte, so sprach der Todtengräber noch weiter: „Es wäre dem alten, ehrlichen Wohlmuth und seinen guten Kindern zu gönnen gewesen, daß Herr Alkmar länger gelebt hätte. Der hätte sie keine Noth leiden lassen. Allein nun mußten der alte Herr Alkmar, und überdies noch sein würdiger Sohn, der so gut wie sein Vater gewesen seyn soll, fast zugleich aus der Welt. Ja, diese zwei guten Herren hätten den treuen Diener mit Weib und Kindern gewiß nicht aus dem Hause gestoßen, wie der hartherzige Erbe gethan hat. — Und wie denn ein Unglück selten allein kommt! Der Buchhalter Wohlmuth hatte sein Erspartes in der Handlung seines Herrn angelegt, wo es am Besten aufgehoben war. Allein die Erben machten dem guten, ehrlichen Manne allerlei Beschuldigungen, zogen ihn vor Gericht, behaupteten, er habe Gelder unterschlagen, und Herr

Pracht belegte sogar Wohlmuths Kapital mit Beschlag. Der alte Mann bezieht indeß keinen Zins, und sieht am Ende vom Kapital auch nichts mehr. Die Nadel der Tochter ist jetzt der ganze Reichthum der zahlreichen Familie. Der Vater schreibt nicht mehr so zierlich wie ehemals, denn es verläßt ihn allmählig das Gesicht; die Mutter ist nie ganz gesund; die übrigen Kinder sind noch zu klein, um Vieles zu erwerben. Indeß kommen sie durch den Fleiß der Tochter doch ehrlich durch die Welt. Sie stickt aber auch, daß es eine Art hat. Erst vor einigen Tagen sah ich eine Arbeit von ihr. Sie kam hierher zum Grabe, und ging dann hinab an den Fluß, um Wasser zum Begießen des Rosenstrauches zu holen. Ihr kleines Schwesterlein blieb indessen, mit einem Deckelkörblein auf dem Schooße, hier sitzen. Wie man denn neugierig ist, so wollte ich doch auch sehen, was sie in dem Körblein habe. Die Kleine gab es aber nicht zu. Indeß kam Luise zurück. Die Kleine verklagte mich. Luise lächelte, und zeigte mir eine Stickerei, die sie eben fertig gemacht hatte, und irgend einer, ich weiß nicht welcher, gnädigen Frau bringen wollte, von der die Arbeit bestellt war. Es waren Rosenzweige auf weißen Atlas gestickt. Ja, es ist zum Erstaunen, wie sie das mit der Nadel so zu Stande bringen konnte! Denn ich will nicht ehrlich seyn, wenn die Rosen, die Knospen, ja auch das grüne

Laub, nicht so schön und wohl noch schöner waren, als hier am Stocke. Man hätte sie nicht schöner malen können.“

Ludwig hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und pflückte dann von dem Rosenstocke auf dem Grabe eine Rose ab. „Guter, theurer, seliger Vater!“ sagte er. „Ach, ich hoffte, du solltest mich bei meiner Zurückkunft in das väterliche Haus an dein Vaterherz drücken; allein jetzt zerfällt es hier unter diesem Rasen zu Staub. So will ich denn die Rose da, die aus deinen sterblichen Ueberresten aufblühte, an meine Brust stecken. Möge sie da verwelken, wie all meine Freude dahier auf Erden dahin gewelkt ist!“ Er ließ eine Thräne auf die Rose fallen und steckte sie an seine Brust.

Hierauf gab er dem Todtengräber, zu dessen nicht geringem Erstaunen, ein Goldstück, ließ sich die Straße und das Haus in der Vorstadt, wo die Familie Wohlmuth eine kleine Wohnung bezogen hatte, beschreiben, und machte sich dahin auf den Weg.

6.

Die Familie Wohlmuth.

Das Gerücht von Ludwigs Zurückkunft hatte bereits die Stadt erfüllt, und war auch in Wohlmuths abgelegene Wohnung gedrungen. Wohlmuth war sogleich ausgegangen, um sich näher zu erkundigen. Er kam mit der Bestätigung der frohen Nachricht hoch erfreut zurück, blieb in seiner Freude, ohne Hut und Stock abzulegen, in Mitte der Seinen stehen und erzählte. Luise saß an ihrem Stickrahmen — ohne zu sticken; die sonst sehr geschäftigen Stricknadeln ihrer zwei kleinen Schwestern, die neben ihr saßen, ruhten; einer der beiden Knaben steckte, was er seinem Vater abgesehen hatte, die Feder hinter das Ohr, und der andere sah, anstatt in das offene Buch, nur auf den Mund des Vaters. Die Mutter stand wohl eine Viertelstunde mit der Milchsuppe — dem Frühstücke der Kleinen — in der Hand so da, und horchte, und es fiel ihr nicht ein, daß die Suppe kalt werde, oder daß es bequemer wäre, die Schale auf den Tisch zu setzen. Wohlmuth schloß seine Erzählung mit lautem Danke gegen Gott, und bedauerte nur, daß er den edlen Ludwig nirgends auffinden konnte, und daß ihm kein Mensch habe sagen können, wo er hingekommen sey. Ihn auf

dem Kirchhofe zu suchen, war dem guten Manne freilich nicht eingefallen.

Wohlmuth redete noch — da öffnete sich die Thüre und Ludwig trat herein. Alle wurden erst bleich vor Freudenschrecken und brachen dann in Freudenthränen aus. Der alte Vater Wohlmuth eilte auf ihn zu, und drückte ihn schluchzend an die Brust. Mutter und Tochter faßten seine Hände, und benetzten sie mit Thränen. Die übrigen Kinder hängten sich an seine Kleider oder umschlangen seine Knie. Sie vergingen fast vor Entzücken. „Ludwig, Sie!“ rief Luise, „Gott im Himmel, welch ein Glück!“ „Ach, daß der selige Herr noch lebte!“ sagte die Mutter. „Doch nun, ihr Kleinen, geht euch eine neue Lebenssonne auf, die euch erwärmen wird, an der ihr wachsen und gedeihen werdet.“ „Nun habe ich genug gelebt,“ sagte der alte Vater; „nun Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine schwachen Augen dies noch gesehen haben. Nun will ich, wenn's Gottes heiliger Wille so seyn sollte, gern vollends blind werden!“

Auch die Kleinen kamen endlich zum Worte. „Grüß Gott!“ riefen sie, „und Gott sey Dank, daß Sie wieder leben! Wie sind Sie denn wieder herausgekommen aus dem Meere?“ Fritz, der eben von dem Harfenspieler Arion gelesen hatte, den ein großer Meerfisch, ein Delphin, auf dem

Rücken aus dem Meere ans Land getragen haben soll, meinte, ein solcher freundlicher Delphin könnte wohl auch dem Herrn Ludwig diesen Dienst erwiesen haben. Franz, der schon einiges aus der Naturgeschichte wußte, sagte, es sey gut, daß ihn kein Haifisch erwischt habe. Die kleinen Mädchen aber fragten: „Haben Sie keine schönen Perlen und Korallen aus dem Meere mitgebracht?“

Ludwig setzte sich, und erkundigte sich nach den letzten Lebenstagen seines geliebten Vaters. Wohlmuth erzählte Alles, was er wußte, ausführlich — und alle weinten dem edlen Manne nicht minder aufrichtige Thränen, als Ludwig selbst. Hierauf erzählte der alte Mann, wie es mit der Erbschaft gegangen sey, und wie roh, eigennützig und gefühllos sich die Erben, besonders Herr Pracht, betragen haben. Mehr als eine Stunde war wie ein Augenblick entflohen. Ludwig versicherte Alle seines Wohlwollens, versprach bald wieder zu kommen, und ihre Umstände zu verbessern, und ging dann, weil er Besuche zu machen und Geschäfte zu besorgen hatte, wieder zurück in die Stadt.

7.

Herr von Pracht und seine Familie.

In dem Hause des Herrn von Pracht waren indeß andere, nicht so erfreuliche Auftritte vorgegangen. Herr und Frau von Pracht, ihre Fräulein Tochter Luzie, und noch eine Tante, eine ältliche Wittwe, die für sehr klug galt, waren nach dem verunglückten Balle den übrigen Theil der Nacht hindurch in dem Saale beisammen geblieben, und hatten Rath gehalten, was jetzt zu thun sey.

„Schlimmeres hätte mir von der ganzen Welt nichts begegnen können,“ sagte Herr von Pracht, „als die Zurückkunft des Burschen. Lieber wäre mir das Haus über dem Kopfe eingestürzt, und hätte uns Alle, wie wir da sind, erschlagen. Denn wißt, wenn ich das Erbe zurück geben muß, so bin ich ein Bettler. Was wir bisher verbrauchten, ist zweimal so viel, als was wir zuvor hatten; uns bleibt weniger als Nichts.“

„O Du mein Gott,“ sagte die Frau, „dann müssen wir unsre vier Goldfüchse verkaufen, und ich kann wieder zu Fuß in's Theater gehen, wie alles Gesindel. Das überleb' ich nicht!“

„Du wirst wohl gar nicht mehr dahin gehen,“ sagte der Mann. „Was uns das Theater jetzt

für einen Abend kostet, davon werden wir dann eine Woche leben müssen.«

Luzie, die Fräulein Tochter, hatte die Augen, die sie eben auf ihren Diamantring heftete, voll Thränen, und seufzte: »Ach du lieber Himmel, sollte denn der schöne Ring auch fort müssen? Nein, nein, der junge Alkmar wird doch so galant seyn, und sich eine Ehre daraus machen, mir den Schmuck seiner Mutter, den ich nun einmal geerbt habe, zu lassen.«

»Du Thörin,« sagte der Vater, »die du so etwas glauben kannst. Ring, Schmuck, Gold, Silber, Haus, Garten, Kapitalien müssen weiter wandern — und Alles ist vorbei.«

Die Tante sprach hochweise: »Zu was das Gewinsel? Ich weiß Rath! Eine Heirath macht aller Verlegenheit ein Ende. Mit einer Heirath gehen nicht nur die Komödien sondern manchmal die blutigsten Kriege glücklich aus. Luzie nimmt den jungen Alkmar — und Alles bleibt so ziemlich im alten Geleise.«

Herr von Pracht schüttelte nachdenklich den Kopf. Frau von Pracht sagte: »Ein Mädchen mit Nichts wird er schwerlich nehmen.« Die eitle Tochter aber rief triumphirend: »Sorgen Sie nicht, Mama! Bevor vier Wochen vergehen, kniet er zu meinen Füßen, und bittet Sie darauf um meine Hand. Ein wenig zu ernst, ein wenig zu — wie

soll ich es nennen? — zu altfränkisch, zu rostig in seiner Denkart ist er freilich. So hörte ich, schon bevor er nach England ging. Er nimmt Alles zu genau, und dürfte einer Frau nicht leicht jedes Vergnügen gestatten. Indeß ist er doch ein hübscher Mann, und man muß sich schon bequemen, seh' ich wohl, in einen saueren Apfel zu beißen.«

Sie hatte, da sie in der heidnischen Fabellehre besser als in der christlichen Religion bewandert war, auf dem Balle die Blumengöttin Flora vorgestellt, und Silberflor, bunte Blumen und Diamanten waren nicht gespart. Sie trat vor den großen Spiegel, betrachtete sich selbstgefällig und sagte: „Es geht gewiß!«

Da jetzt die Morgenröthe anbrach — gingen alle, wie sie schon öfter um diese Zeit gethan hatten, zu Bette. Allein diesmal ließ ihre innere Unruhe sie nicht mehr schlafen. Nach einigen Stunden saßen sie schon wieder beisammen und überlegten, was weiter zu thun sey.

Sie wurden einig, den gestrigen seltsamen Empfang mit dem großen Schrecken, der sie bei der vermeinten Geistererscheinung ergriffen, und alle gleichsam in Eis verwandelt habe, zu entschuldigen; nun aber die Freude erst recht aufthauen zu lassen, und Ludwig mit Schmeicheleien zu überhäufen. Herr von Pracht entwarf den Plan zu einem großen

Freudenfeste, das Ludwig zu Ehren gegeben werden sollte.

Sie redeten noch — da trat Ludwig herein, und alle sprangen auf, eilten ihm entgegen, und waren unerschöpflich in den gewähltesten Ausdrücken, ihm ihre Freude über das wunderbare Wiedersehen zu bezeigen. Die Tante machte ihn sogleich mit dem Entwurfe bekannt, den man so eben zu einem Freudenfeste gemacht habe, das dem jungen Herren Alkmar zu Ehren gegeben werden sollte — und Herr von Pracht tadelte sie zum Scheine, als hätte sie ihm die Freude verderbt, den jungen Herrn Alkmar damit zu überraschen.

Ludwig verwarf den Plan zu dem Feste nicht ganz; machte aber die bestimmte Bedingung, daß er selbst der Wirth seyn, und das volle Recht haben müsse, noch einige seiner alten Freunde herzubitten. Er forderte noch besonders, daß dieses Fest wenigstens vierzehn Tage verschoben werden müsse, weil er diese Tage noch der Trauer und dem stillen Andenken an den geliebten Vater widmen wolle — und dann mit diesem Feste noch ein anderes verbinden möchte, das ihm ein Fest des Herzens werden und das Glück seines Lebens gründen solle.

Herr von Pracht und seine Frau, so wie die Tante, fanden diese Bedingungen höchst billig und überdacht, und Luzie flüsterte der Tante mit einem schlauen Blicke in die Ohren: „Merken Sie was!“

Sie schmeichelte von dem Augenblicke an dem Herrn Alkmar so sehr, und war immer so geschäftig um ihn, so zudringlich, daß er — er mochte wollen oder nicht — sie von ganzem Herzen verachten mußte. Indeß wollte er ihr dieses zur Zeit noch nicht ausdrücklich sagen. Das eilte Geschöpf aber war in ihrer Verblendung, ihres Sieges gewiß, und hielt das bevorstehende Fest für ihren Brautabend.

8.

Luise Wohlmuth.

Der Tag, den ein so herrlicher Abend krönen sollte, kam. Ludwig begab sich gegen Abend in das Wohnstübchen des alten Buchhalters. Er schlug dem Vater, der Mutter und der Tochter einen Spaziergang vor. Luise wollte sich vorerst umkleiden. Er bestand aber darauf, sie solle ihr einfaches, reinliches Kleid von gestreifter Leinwand anbehalten.

Man kam an dem Gottesacker vorbei. „Gehen wir hinein,“ sagte Ludwig, „meines Vaters Grab zu besuchen.“ Luisen klopfte das Herz. Ludwig hatte noch von dem Rosenstocke kein Wort gesprochen.

Die bescheidene Jungfrau fürchtete, daß er nun die Entdeckung machen werde, wie dankbar sie sei, und welche Ehrfurcht und Liebe sie gegen seinen Vater habe. Er trat mit ihr an das Grab, nahm seinen Hut ab, und blieb lang schweigend so stehen. Alle schwiegen — nur der Abendwind flüsterte in dem Rosenstrauche und streute hie und da ein Rosenblatt auf den grünen Grabhügel. In aller Augen standen Thränen.

„Luise“ — fing endlich Ludwig mit tiefgerührter Stimme an — „der erste Tropfen Trostes der in mein Herz kam, nachdem ich den Tod meines Vaters erfahren hatte, war der Anblick des Rosenstrauches, den deine Hand hieher pflanzte. Ich ehrte von Jugend auf dein edles Herz; ich lernte es da noch mehr verehren. Du hattest auch immer Achtung für mich, und deine Freude über die Rückkehr des Todtgeglaubten entdeckte mir die Gesinnung deines Herzens. Es ist jetzt vierzehn Tage, daß wir uns wiedersehen. Meine Gesinnungen gegen dich können dir nicht mehr fremd seyn, und das, was ich jetzt sagen werde, kann dich nicht mehr überraschen. Lebte mein Vater noch, so hätte ich dich zu ihm geführt und zu ihm gesprochen: „Diese habe ich mir zur Gefährtin meines Lebens gewählt, versag mir deinen Segen nicht.“ — Nun, beste Luise, führe ich dich an sein Grab, das ja dir, so gut wie mir ein Heiligthum ist, und bitte dich

um deine Hand und deinen würdigen Vater und deine ehrwürdige Mutter um ihren Segen.«

Wohlmuth, der auch nicht einmal im Traume ein solches Glück gehofft hätte, war so erschüttert, daß er nicht reden konnte. Die Mutter brach in einen Strom von Thränen aus über eine so unerwartete Freude. Luise wollte umsinken vor Erstaunen und Entzücken. »Aber bedenken Sie doch, Herr Alkmar,« stotterte der Vater endlich, »Sie haben beinahe eine Million im Vermögen, und das arme Kind hat nichts — gar nichts.«

»Nun,« sagte Ludwig, »wenn Sie sonst keine Einwendung haben, so bin ich glücklich. Sie gestehen ja selbst, daß ich bei meiner Wahl nicht auf Geld zu sehen brauche; und wirklich wäre auch der hundertste Theil von dem, was ich habe, mehr als genug, um glücklich zu leben. Mein seliger Vater lehrte mich, die Tugend höher schätzen als Reichthum; aber erst dort, als ich mich im wüsten Meere herum trieb, lernte ich recht einsehen, daß es etwas Besseres gebe als Gold. Luisens Herz ist mehr werth, als eine Million.« Er brach eine Rose und steckte sie in Luisens Haar. »Diese Blume,« sprach er, »mit der Luise das Grab meines guten Vaters zierte, ist Brautschatzes genug — und sey auch ihr Brautschmuck. Lieber Vater, liebe Mutter, segnen Sie uns.«

Vater und Mutter konnten vor Rührung kaum

die Worte hervorbringen: „Gott segne euch, liebste Kinder! O welche Freude macht Er uns in unserm Alter! Wie gut ist Er! Er lasse euch stets so glücklich seyn wie wir es jetzt sind.“

„Luise,“ fuhr Ludwig fort, „hier am Grabe meines Vaters verspreche ich dir, dich zu lieben und zu ehren, bis ins Grab; und mögen unsere Kinder einst auch mit so dankbaren Thränen an unsern beiden Gräbern stehen, wie wir hier an dem Grabe meines Vaters.“ Luise sank weinend an seine Brust.

9.

Luzie von Pracht.

Mit tiefer Rührung und beinahe ohne ein Wort zu sprechen kam Ludwig mit Luise und deren Eltern an sein väterliches Haus. „Hier,“ sagte er, „werde ich erwartet. Es ist zwar Schade, daß ich mir diesen Abend stiller Wehmuth und der seligsten Empfindungen durch eine — eben nicht durchaus angenehme Gesellschaft verderben lassen muß. Doch es muß seyn, denn ich gab mein Wort; und Sie müssen alle auch herein kommen.“

Ludwig trat mit Luisen am Arme in den festlich erleuchteten und mit Blumenkränzen geschmück-

ten Saal. Die beiden Eltern folgten. Der Jubel der Trompeten und der Donner der Pauken begrüßte ihn. Allein Luise an Ludwigs Arm war eine Erscheinung, über die besonders die Prachtische Familie jetzt beinahe so sehr erstaunte, als vor vierzehn Tagen über seine unerwartete Erscheinung auf dem letzten Ball. „Tod und Hölle,“ brummte Herr von Pracht, „was wollen die hier? Das kommt von dem Prozeß! Sie klagten ihm ihr Elend — und er schleppt sie nun gar mit hieher. Hätte ich doch dem alten Kerl, dem Wohlmuth, das Bettelgeld hingeworfen, so wäre ich seiner auf immer losgeworden!“

Frau von Pracht knirschte mit den Zähnen, und murmelte mit verbissenem Aerger: „Das Nähtermädchen in dem Bettelaufzug hieher zu bringen, das ist zu arg! Nein, bei dem seltsamen, wunderlichen Herrn Schwiegersohne wird die Frau Schwiegermutter ihre liebe Noth haben.“

Luzie wurde blaß vor Ingrimm; indeß trat sie mit ihren winkenden Federn auf dem Kopfe, mit funkelnden Diamanten geschmückt und in ein Silbergewölk von Flor gehüllt, so stolz, wie es keine Fürstin ist, neben das arme Mädchen, das in einfachem leinenen Kleide, betroffen von all der Herrlichkeit, die man rings umher in dem Saale erblickte, beinahe zitternd, neben Ludwig stand.

Die Tante sprach: „Das alberne Ding, die La-

dendieners Tochter, die sich doch so gar nicht zu benehmen weiß, hätte bleiben sollen, wo sie war. Steht sie doch da, wie ein Mädchen, das vom Wollspinnen lebt, oder als wollte sie uns um ein Almosen ansprechen!« Indeß gab sie Luzien einen Wink, Luisen freundlich zu begegnen.

Das Geräusch der Musik hatte übrigens alle diese bittern Reden übertönt, daß Ludwig sie nicht hörte. Allein die Tante erzählte nachher alles, was gesprochen worden, ihren vertrauten Freundinnen, durch die es in der ganzen Stadt bekannt wurde.

Ludwig trat in dem Saale vorwärts, winkte den Musikanten, und die Musik schwieg. Er hatte Luisens Arm nicht losgelassen, und sie stand ihm noch immer zur rechten Seite; die zudringliche Luzie mußte zu ihrem großen Verdruße sich begnügen, ihm zur linken Seite zu treten. Neben Luisen standen ihr Vater und ihre Mutter, neben Luzien Herr und Frau von Pracht, und die Tante. Die übrige zahlreiche Gesellschaft stand in einem weiten Kreise umher.

Herr von Pracht nahm sogleich das Wort. „Ich weiß, mein lieber Alkmar," sprach er, „warum sie diese guten Leute hierher bringen. Es ist wohl des Prozesses wegen, den ich mit den Leuten habe. Es ist mir unendlich leid, daß ich mit dem wackern Herrn Wohlmuth in Mißverständniß und Zwistigkeit kam — ganz unendlich leid! Allein ein Wink

von Ihnen, Herr Alkmar, ist ja genug, und der Prozeß ist abgebrochen. Ich zahle die streitige Summe noch diesen Abend aus. — He, Bediente, ruft meinen Buchhalter!«

„Lassen Sie es gut seyn, Herr von Pracht!“ sagte Ludwig. „Es ist dies ohnehin nicht mehr Ihre Sache, sondern die meinige. Herr Wohlmuth soll das Seinige zurück bekommen. Indeß ist dies ganz und gar nicht die Absicht, warum ich diese edlen, vortrefflichen Menschen hieher brachte. Ich habe eine ganz andere Ursache, die sie wohl kaum errathen. Wo meinen sie wohl, daß ich eben jetzt gewesen bin? Denken Sie, wir kommen alle, wie wir da sind, eben von dem Grabe meines seligen Vaters.«

Herr von Pracht erblaßte, und wäre bald mit dem Fluche herausgebrochen: „Haben sich denn heute alle böse Geister gegen uns verschworen!« Er wußte sich aber zu fassen und rief wie im größten Schmerz aus: „Ach Du mein Gott, ja, da bin ich wirklich recht beschämt, daß die Idee zu dem herrlichen Denkmahle, das ich Ihrem seligen Vater, dem edlen, wahrhaft großen Manne zugedacht habe, noch immer nicht ausgeführt ist. Wie groß wäre mein Vergnügen gewesen, wenn Sie, der vortreffliche Sohn des vortrefflichen Vaters, davon wären überrascht worden. Aber die Künstler sind eigensinnige Leute; es ist so schwer, mit ihnen ins Reine

zu kommen. Und ich muß es nur gestehen — auch mit meinen Verwandten, den übrigen Erben, habe ich einen harten Stand. Sie wollen die Ehre, das Denkmahl zu errichten, mir allein nicht überlassen; und dann sind ihnen meine Vorschläge zu einem so prachtvollen Grabmahle, als je einem Könige eines errichtet wurde, doch wieder zu riesenmäßig und zu kostbar.«

Luzie sprach: „Ach, was ich nicht schon antrieb, das Grabmahl möchte doch recht bald und recht prachtvoll aus weißem Marmor von Karara ausgearbeitet werden! O der theure Mann hat das herrlichste Denkmahl verdient. Wie oft schon besuchte ich die heilige Stätte, wo seine Asche ruht. Erst vor zwei Tagen war ich dort, und weinte Thränen stiller Wehmuth.« Die letzten Worte sagte sie mit weinerlicher Stimme, und bedeckte mit ihrem weißen Taschentuche die Augen, als weinte sie wirklich.

Ludwigs ganzes Herz empörte sich über die abscheulichen Lügen des Herrn von Pracht, besonders aber über die Heuchelei der Tochter. „Nun, Mamsell,“ sagte er, „wenn Sie erst vorgestern bei dem Grabe waren, so müssen Sie ja wissen, daß sich bereits ein kleines Denkmahl dort befinde. Ich ward entzückt bei dem Anblicke. Wie gefällt es Ihnen? Ich wünschte sehr, Ihre Meinung darüber zu hören und Ihren Geschmack zu bewundern.«

Luzie erröthete und erblaßte — und fing an zu stottern. „Ich war — ich weiß nicht — es muß da — —“ Es entstand eine sehr peinliche Stille in dem Saale. Luzie hätte sich in die Erde verkriechen mögen. Selbst die Tante sann vergebens, die Lüge der beschämten Luzie sogleich mit einer neuen Lüge zu beschönigen. Sie sagte nur für sich selbst: „Der Mensch ist doch ein wahrer Freudenverderber. Erst bei dem letzten Ball hat er uns den häßlichen Spuck gemacht, so unangemeldet herein zu treten, daß wir glaubten, einen Todten zu erblicken, und jetzt kommt er gar von dem Kirchhofe, redet nur von Gräbern und Leichensteinen, und bringt da noch die drei Gespenster mit; denn viel besser sehen sie in ihrem elenden Anzuge nicht aus.“ Indeß versuchte sie, so gut es gehen wollte, ihre Base in der Noth nicht stecken zu lassen. „Ich denke du irrest dich, mein Kind,“ sagte sie; „es mag wohl schon länger seyn, daß du dort warst! Du wolltest vielleicht sagen, gerade einen oder zwei Tage zuvor, ehe Herr Alkmar, wie ich vermuthe, ein Denkmahl dahin setzen ließ.“

Ludwig sagte: „Sie irren sich eben so sehr, Madam! Ich versichere Sie, Luzie war gar nie dort — auch nicht ein einziges Mal, eben so wenig als Sie, oder als Herr von Pracht oder dessen Frau Gemahlin; sonst müßten Sie das Denk=

mahl, das schon mehrere Monate dort steht, ja wohl gesehen haben. Und ich muß nur frei von der Brust reden, wie es dem Manne geziemt“ — fuhr er fort, und sein Ton wurde sehr ernst und eindringend — „es schmerzt mich in der innersten Seele, daß Sie, Herr Pracht, meinem Vater, einem Manne, der in so vielerlei Hinsicht die Achtung seiner Zeitgenossen verdiente, und der Ihnen Ihrer Meinung nach, sehr große Summen hinterlassen hat, nicht einmal einen Leichenstein setzen ließen. Das heißt den Leichtsinn, den Undank und die Gefühllosigkeit doch zu weit über die Gränze treiben. — Sie aber, Mamsell Pracht, will ich nicht weiter beschämen. Ihre freche Lüge, Ihr Spiel mit den heiligsten Gefühlen, bedeckt Sie mit Schmach, die keine venezianische Seife mehr abwaschen und keine Schminke verbergen kann.“

10.

Eine Verlobungsfeierlichkeit.

Ludwig wandte sich an die übrige Gesellschaft und sagte: „Ich sehe in dieser zahlreichen, allerdings nicht ganz gleichgesinnten Versammlung so viele aufrichtige Verehrer meines seligen Vaters,

sehe so manches Angesicht theurer Freunde und Freundinnen, die mich schon, als ich noch ein Knabe war, schätzten und liebten. Ich bin sehr gerührt über den Antheil, den Sie an meiner Zurückkunft nehmen, und danke Ihnen, daß Sie das heutige Fest, womit meine Ankunft gefeiert wird, mit Ihrer Gegenwart beehren. Zugleich muß ich Ihnen aber sagen, daß mir dieses Fest noch in einer andern Hinsicht sehr wichtig ist. Es ist der Abend meiner Verlobung — und ich habe hiermit die Ehre, Ihnen meine Braut vorzustellen — hier Jungfer Luise Wohlmuth!«

Kein Blitz, der vom hellen Himmel in den Kreis gefallen wäre, hätte eine stärkere Wirkung auf die Anwesenden hervorbringen können. Herr von Pracht und seine Frau wurden leichenblaß. Luzie weinte vor Wuth, Scham und Aerger. Die Tante konnte, trotz all ihrer feinen Lebensart, ihren Verdruß nicht zurückhalten. Ihre Beredsamkeit, die sonst einem Strome ähnlich war, glich aber nur mehr einzelnen Tropfen. Sie sprach in lauter einsylbigen Worten. „Die!« rief sie, und blieb mit aufgesperrtem Munde eine Weile stehen. „So!« fuhr sie endlich fort, und dehnte das Wörtlein „So!« noch länger hinaus, als man je in der Musik eine Note zu dehnen pflegt. „Ei! — Schau, schau! — Nun, nun! — Glück zu!«

Ludwig sprach: „Es scheinen beinahe alle Gegenwärtige über meine Wahl befremdet? Vielleicht hätte ein Anderer, der hier an meiner Stelle zwischen diesen zwei Frauenzimmern stände, anders gewählt. Es ist möglich, daß ihn all der Glanz der reichgeputzten Mamsell hier blenden würde, und daß er das arme, bescheidene Kind in dem dürftigen Kleide von roth und weiß gestreiften Leinen kaum eines mitleidigen Blickes würdigen möchte. Ich aber finde nun einmal an diesen wankenden Federn, diesem Flor, diesen schimmernden Flittern gar nichts zu bewundern, und begreife durchaus nicht, wie ein Mann von Verstand wegen solcher eiteln Dinge eine Person höher schätzen könne. Die einfache natürliche Rose in Luisens Haaren hat in meinen Augen einen höhern Werth, als alle diese blitzenden Diamanten hier. Denn hören Sie, diese meine Braut war es, die auf das Grab meines seligen Vaters einen Rosenstrauch pflanzte — und mir so einen vollwichtigen Beweis ihres edlen Herzens gab. Dieser Rosenstrauch stiftete eigentlich diese Heirath.«

Ludwig erzählte die Geschichte, und fuhr dann fort: „Wie sollte ich nun diese edle, dankbare Seele, die noch obendrein ihre Eltern und Geschwister mit ihrer Handarbeit ernährt, nicht höher schätzen, als eine andere, der die edelsten Gefühle — Ehrfurcht für tugendhafte Menschen, Dankbarkeit, Beschei-

denheit, stiller Fleiß fremd sind? Wie sollte ich die fromme, anspruchslose, sittsame Luise nicht einer andern vorziehen, die nur von Gefallsucht, Wuth zu glänzen, eitelm Flitterstaate eingenommen ist, nur nach Vergnügungen Jagd macht, jedes häusliche Glück lächerlich und kleinstädtisch findet, und die einen Mann höchst unglücklich machen würde! Ich bin versichert, daß ich gut gewählt habe. Ja, wenn ich so arm neben Mamsell Pracht stände, als sie jetzt wirklich ist, und wäre sie ganz mit Diamanten bedeckt, und brächte sie mir Berge von Gold zu — ich würde sie doch nicht wählen. Ein edles Herz allein macht den Werth des Menschen. Wer dieses findet — dem ist der große Wurf gelungen. Ich werde unter Gottes Schutze unaussprechlich glücklich seyn.«

Er schwieg einige Augenblicke, und sagte dann: »Ich habe mit mehr Wärme gesprochen, als es vielleicht schicklich ist. Doch wenn es auch nicht artig war, so ist es doch wahr. Falschheit, Verstellung und Heuchelei sind mir nun einmal in der Seele zuwider. — Doch von etwas Anderem! Da nun dieses Haus, so wie mein ganzes Vermögen, wovon Herr Pracht den größten Theil noch in Händen hat, wieder mein Eigenthum ist — worüber ich hier die gerichtliche Entscheidung habe — so mache ich sogleich von meinem Hausrechte Gebrauch, und heiße Alle, die meiner Ge-

sinnung sind, von ganzem Herzen willkommen, und bitte Sie, diesen Abend bei mir vorlieb zu nehmen.«

Die alten Freunde des Herrn Alkmar gaben Ludwig lauten Beifall, und kamen bewillkommend und glückwünschend näher, und der Ruf: »Es lebe Bräutigam und Braut, Ludwig und Luise!« wurde bald allgemein, und Trompeten und Paucken fielen jubelnd ein. Nur die Prachtische Familie, auch die Tante und die übrigen Verwandten, schlichen sich in aller Stille davon, und sahen nun ein, daß schlechte Gesinnungen keine Rosen bringen.

Ludwig brachte, in Gesellschaft edeldenkender Freunde, mit Luisen und deren Eltern einen seligen Abend zu; alle waren so vergnügt, daß es Niemanden einfiel zu tanzen, und daß der bestellte Ball ganz in Vergessenheit kam. Als man, wie Ludwig es gewohnt war, mit dem Schlag zehn Uhr von der Tafel aufstand, um auseinander zu gehen, bestimmte Ludwig den Tag seines Hochzeitfestes mit Luise, und bat alle anwesende Gäste sich dabei einzufinden.

Ludwigs Ehe mit Luise war die glücklichste. »Mir,« sagte er oft, »trug jener Rosenstrauch keine Dörner, sondern lauter duftende Rosen. Wärest du nicht so dankbar gewesen, liebe Luise, den Rosenstrauch auf das Grab meines Vaters zu pflanzen, so wären wir nicht so glücklich geworden.«

»Und hättest du,« sprach Luise, »kein so kindliches

Herz gegen deinen Vater gehabt und sein Grab nicht sogleich besucht, so hätten die Verwandten an die Stelle des Rosenstrauches bald einen Marmorstein gesetzt, und wir hätten uns vielleicht nicht gefunden!«

„Eure edlen Gesinnungen, liebe Kinder, gründeten unser Aller Glück,« sagte die Mutter; „diese bringen immer und allzeit Rosen.«

„Und,« beschloß der Vater, „hätte Gott nicht Alles so gut gelenkt, so wären wir doch nicht so glücklich geworden. Unser Aller Glück gründete Er. Er ließ uns Allen unzählige Freuden aus einem Rosenstocke aufblühen.«

Die Kirschen.

In dem freundlichen Dörflein Rebenheim, das, von Obstgärten und Weinbergen umgeben, unweit des Rheines liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Er wurde wegen der Treue, mit der er sein Amt verwaltete und auf Recht und gute Ordnung hielt, allgemein geachtet; seine Ehegattin war besonders wegen ihrer Wohthätigkeit gegen die Armen allgemein geliebt. Sie hatten nur ein Kind, die kleine Karoline, die sehr schön heranblühte, und sehr frühe einen hellen Verstand und ein sehr gutes Herz zeigte. Beide Eltern liebten sie unbeschreiblich, und erzogen sie vortrefflich.

Bei dem Amthause befand sich, außer dem großen Baumgarten und dem wohlangebauten Gemüsegarten, noch ein kleines Gärtchen, das mit Blumen bepflanzt war. An dem Tage, da Karoline geboren ward, setzte der Vater, in die Mitte des Blumengärtchens, ein Kirschenbäumchen; er hatte ein Bäumchen mit niederm Stamme gewählt, damit Karoline die Blüthen desto genauer betrachten, und die Früchte leichter pflücken könne. Als das Bäumchen das erste Mal blühte, und mit Blüthen so überdeckt war, daß es nur ein einziger weißer Blüthenstrauß schien, betrachteten Vater und

Mutter es eines Morgens, und freuten sich des herrlichen Anblicks. Die Mutter hatte die kleine Karoline auf dem Arm; das Kind lächelte das blühende Bäumchen an, streckte die Händchen darnach aus, und bezeigte seine Freude in Worten, die freilich noch etwas undeutlich waren. Allein die Eltern verstanden die Worte sehr wohl: „Blumen! Blumen! Schön! schön!“ Sie hatten an dem lieblich blühenden Kinde eine ungleich größere Freude, als an dem blühenden Bäumchen, ja als an allen ihren Gärten und Weinbergen, und an Allem, was sie hatten. Beide Eltern gelobten es Gott heilig an, Karoline fromm und gut zu erziehen; beide flehten zu Gott, Er wolle ihre Bemühungen segnen, und Karoline zu seiner Ehre und ihrer Freude heran wachsen lassen.

An diesen Bemühungen ließen es die guten Eltern nicht fehlen. Die Mutter gab Karolinen den ersten Unterricht in der Religion; sie redete mit ihr herzlich und rührend von dem lieben Vater im Himmel, der die Blumen wachsen, die Bäume blühen, und die Kirschen und Trauben reifen mache; sie erzählte ihr von dem göttlichen Kinderfreunde Jesus, der gute Kinder so lieb habe. Auch lehrte sie die Kleine solche häusliche Arbeiten verrichten, die ihren zarten Kräften angemessen waren. Der Vater machte sich das angenehmste Geschäft daraus, in den Stunden, die er nicht in der Amts-

stube zubringen mußte, Karoline im Lesen und Schreiben selbst zu unterrichten.

Eine sehr wohlthätige, ja die einzige Erholung fand er in seinem Baumgarten. Da er den größten Theil des Tages in der Kanzlei saß, und nur Schwarz auf Weiß vor sich sah, so fühlte er sich im Grünen des herrlichen Baumgartens immer sehr wohl, und er wartete der Bäume selbst. Es gab da für ihn von den ersten Frühlingstagen an bis spät in den Herbst, wo er zu seinem nicht geringen Vergnügen die Früchte abnahm, sehr viel zu thun. Die sorgfältige Mutter besorgte, mit Hülfe der Magd, den Gemüsegarten. Als Karoline acht Jahre alt war, wurde ihr, jedoch unter Aufsicht der Mutter, die Pflege des Blumengärtchens aufgetragen. Sie fühlte sich dadurch sehr geehrt und erfreut. Sie vollzog den Auftrag, über alle Erwartung der Mutter, ganz vortrefflich.

Der Vater schenkte Karolinen das Kirschenbäumchen in Mitte des Blumengärtchens. Sie hatte größere Freude daran, als an allen Blumen. Sie besuchte und bewunderte es alle Tage, von der Zeit an, da die Blüthenknospen aufbrachen, bis die Früchte reif waren. Es betrübte sie zwar, als die schönen weißen Blättchen der Blüthen abfielen; allein mit Vergnügen bemerkte sie, wie die Kirschen, erst noch grün, und kleiner als Erbsen, zum Vorschein kamen, und nach und nach immer größer

wurden, bis endlich die schönen rothen Kirschen zwischen dem grünen Laube hervorglänzten. „So ist es nun einmal!“ sprach der Vater, „Jugend und Schönheit vergehen, wie Blüthen; die Tugend aber ist die Frucht, die man von dem Baume erwartet. Die ganze Erde ist gleichsam ein großer Garten, in dem Gott jedem Menschen eine Stelle anwies, reichliche Früchte des Guten zu bringen. Wie Gott dem Baume Regen und Sonnenschein gibt, so gibt Er uns seine Gnade zum Wachsthume in jeder Tugend — wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen.“

Karoline versprach, das Ihrige treulich zu thun, und ihr tägliches Betragen rechtfertigte auch die schönen Hoffnungen der Eltern. Die kleine Familie lebte sehr zufrieden und vergnügt, und trug nicht nur durch Rath und That, sondern vorzüglich durch ihr schönes Beispiel sehr viel bei, daß auch die wackern Landleute im Dorfe und in der Gegend umher in Eintracht und Frieden lebten, und sich dabei sehr glücklich fühlten.

Allein der Krieg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den herrlichen Rheingegenden schon so viele Verheerungen angerichtet hatte, näherte sich nunmehr auch diesem friedlichen Thale, in dem bisher Ruhe und stilles, häusliches Glück gewohnt hatten. Das Dorf ward wechselweise, bald von Freunden bald von Feinden besetzt, und litt dabei

unbeschreiblich. Jetzt behauptete es wieder der Feind, und erpreßte, da es ihm an Lebensmitteln fehlte, beinahe den letzten Bissen Brod. Allein noch einmal sollte er aus dieser Gegend vertrieben werden. Die Deutschen hatten den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Muthe angegriffen, und waren bis an das Dorf vorgedrungen. Hier wurde der Kampf heftiger; das Feuer der kleinen Gewehre dauerte unausgesetzt. Von den Bergen zu beiden Seiten des Dorfes donnerten die Kanonen. Die Kugeln flogen über das Amthaus hin und her, und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann machte, sobald der Donner des Geschützes sich etwas entfernt hatte, Anstalten zum Löschen. Seine Frau saß, mit gerungenen Händen und bleich wie eine Wand, am Fenster der untern Stube, und blickte inbrünstig betend zum Himmel. Karoline kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände, und betete so innig, wie die Mutter.

Es war bereits Nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthüre geschellt. Die Frau schaute durch das Fenster. Ein Offizier in Husaren-Uniform hielt mit seinem Pferde, von dem er abgestiegen war, vor der Thüre. „O Gottlob!“ rief die Mutter, „er ist von dem Heere der Deutschen.“ Karoline eilte hinaus, und öffnete die Hausthüre; die Mutter folgte. Der Offizier hatte

indeß das Pferd neben der Thüre angebunden. „Lieber Himmel, wie erschrocken sehen sie aus!" sprach er freundlich, indem er die bleichen Gesichter erblickte. „Seyen Sie ruhig! Die Gefahr ist vorüber. Sie sind sicher. Auch das ausgebrochene Feuer ist so viel als gelöscht. Der Herr Amtmann wird sogleich hier seyn. Ich bitte bloß um eine Erquickung, und wäre es, wenn Sie nichts Anderes haben sollten, auch nur ein Bissen Brod und ein Trunk Wasser!" Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, setzte sich, und wischte mit einem weißen Tuche das glühende Angesicht. „Dieses Mal ging es scharf her," sagte er; „doch Gott sey gelobt, wir haben gesiegt."

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erscheinung seyn können. Die Mutter hatte noch einige Flaschen alten Rheinwein im Keller tief unter dem Sande verborgen, in dem das Wintergemüse aufbewahrt gewesen, von dem hie und da noch ein Blatt zu sehen war. Der Feind hatte diesen Wein nicht entdeckt. Sie brachte eine Flasche Wein, und ein Stück Roggenbrod dazu. Sie entschuldigte sich, daß von Speisen sonst nichts mehr vorräthig sey. „Das ist genug," sagte der Offizier, indem er nach dem Brode griff und sogleich davon aß; „das schmeckt! Es ist der erste Bissen, den ich heute genieße."

Karoline ging und brachte von ihrem Bäum=

chen, auf einem reinen weißen Porzellanteller, die schönsten hochrothen Kirschen. „Kirschen?“ rief der Offizier; „die sind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es ist ein Wunder, daß sie der Feind schonte. Es sind ja alle Bäume umher abgeleert.“

„Die Kirschen,“ sagte die Mutter, „wuchsen auf einem niedern Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen steht, und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie sind erst seit einem oder zwei Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben.“

„Und diese Kirschen tragen sie mir auf, holde Kleine?“ sagte der Offizier erfreut. „O nicht doch; sie sind für Sie. Es wäre Sünde, Ihnen nur eine einzige zu nehmen.“

„Wie könnten wir,“ sagte Karoline, „den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergießen, einige Kirschen versagen?“ und die hellen Thränen standen ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und floßen ihr über die blühenden Wangen. „Sie müssen alle essen,“ sagte sie mehrmal; „ich bitte Sie darum.“

Er nahm einige Kirschen, und legte sie auf das Teller neben sein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund gesetzt, so ertönten die Trompeten. Er sprang auf und gürtete den Säbel an. „Sie blasen zum Aufbruch,“ sagte er; „ich darf keinen Augenbilck mehr verweilen.“ Die Mut-

ter stand mit dem Weine vor ihm, nnd nöthigte zu trinken. Karoline bat ihn dringend, die Kirschen, die sie sehr geschickt in einen Bogen weißen Papiers wickelte, mit auf den Weg zu nehmen. „Es ist sehr heiß," sagte sie, „und Kirschen sind doch immer eine kleine Erfrischung." „Ich habe wahrhaft keine leere Tasche!" sagte der Offizier. „Ich führe all mein Gepäck bei mir. Sehen Sie, ich bin beladen, wie ein Packpferd." „Ei," sagte Karoline, „die wenigen Kirschen werden wohl noch ein Plätzchen finden." Sie bat mit einer so wohlwollenden, gutmüthigen Zudringlichkeit, daß er sich half, wie er konnte. Er nahm eine Brieftasche heraus, verwahrte sie auf der Brust unter seiner Weste, und steckte die Kirschen zu sich.

„Wahrhaftig," sagte er gerührt, „es thut einem ehrlichen Krieger, dem oft jeder Bissen mit Unwillen gleichsam in den Mund gezählt wird, sehr wohl, solche freundliche, wohlwollende Menschen zu treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann! Ich wünschte Ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Begnügen Sie sich mit meinem Danke." Er schwang sich auf sein Pferd, rief Karolinen und ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu, und sprengte davon.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher

fiel bei dem Dorfe ein großes Treffen vor. Das Dorf wurde beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt. Auch das Amthaus brannte ab. Die Familie war fast um Alles gekommen. Mit weinenden Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und sahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um.

Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit seinem Vaterlande gut gemeint hatte, und seinem Landesfürsten treu geblieben war, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben entronnen zu seyn. An eine weitere Anstellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken. Er begab sich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da sehr kümmerlich. Sein Fürst irrte selbst als ein Fremdling umher, und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann suchte indeß mit Abschreiben einiges Wenige zu verdienen; seine Frau machte Putzarbeiten, und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meisterin ward, half dabei treulich mit. So schlugen sie sich doch immer mit Ehren durch die Welt.

Eine Gräfin von Buchenhain, die sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, gab ihnen besonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von strohgelbem Taffet mit einer Verzierung von blauen Kornblumen bestellt, und Ka-

roline trug ihn am Morgen zur bestimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer sagte: Die Frau Gräfin habe eben Besuch, indem gestern Abends deren Frau Schwester mit Herrn Gemahl und Fräulein Töchtern angekommen sey. Die Jungfer nahm indeß den Hut, der sehr schön ausgefallen war, hieß Karoline ein wenig warten, und ging. Nach einer Weile kam sie wieder und sagte: „Der Hut fand großen Beifall; die zwei Fräulein wünschen auch solche Hüte. Kommen Sie sogleich mit mir; Sie bekommen gewiß mehrere Bestellungen.“ Sie führte Karoline in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Gesellschaft in der großen Laube Kafee trank.

Karoline trat in die Laube. Die beiden Fräulein betrachteten und bewunderten noch immer den Hut. Ihre Mutter, die Schwester der Gräfin, bestellte für sich und ihre Töchter drei solche Hüte, und ertheilte Karolinen, besonders wegen der schönen Kornblumen, die ganz allein von Karolinens Hand verfertigt waren, große Lobsprüche.

Die Gräfin sagte: „Der Hut und die Blumen sind allerdings sehr schön. Karoline arbeitet vortrefflich. Allein das tugenthafte Betragen meiner freundlichen Karoline, wie ich sie immer nenne, verdient noch größeres Lob, als ihre schöne Arbeiten.“ Die Gräfin erzählte von dem harten Schicksale, das Karoline getroffen, und wie sie nun mit unermüdetem Fleiße ihre Eltern ernähren helfe.

Der Graf stand mit seinem Schwager, dem Obersten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberst, ein ansehnlicher Mann in prächtiger Uniform, und mit einem Orden geziert, ward auf das Gespräch aufmerksam, nahm seine Tabakspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karoline und rief: „Um des Himmelswillen! Was, Sie, Sie sind die Amtmannstochter von Rebenheim? Nun, Sie sind schön herangewachsen; ich hätte Sie nicht mehr gekannt — und doch sind wir alte Bekannte.“

Karoline stand betroffen da, sah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zu seiner Gemahlin, die neben der Gräfin saß, und sagte zu ihr: „Sieh, Amalie, diese Jungfrau ists, die mir vor zehn Jahren, als sie noch Kind war, das Leben rettete.“ „Wie wäre das möglich?“ sagte Karoline erstaunt. „Das muß Ihnen allerdings unbegreiflich vorkommen,“ sagte der Oberst. „Allein Sie erinnern sich doch vielleicht noch des Husaren-Offiziers, der einst auf seinem schäumenden Pferde vor das Amthaus zu Rebenheim angesprengt kam, und den Sie so freundlich mit Kirschen bewirthet haben?“

„Ach, Sie sind es!“ rief jetzt Karoline, und ihr Gesicht ward von Freundlichkeit wie verklärt.

„O Gottlob, daß Sie noch am Leben sind! Allein daß ich etwas zur Rettung Ihres Lebens sollte beigetragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts.“

„Freilich können Sie nicht wohl davon wissen, was für eine große Wohlthat Sie mir erwiesen haben!“ sprach er. „Meine Frau und meine Töchter aber wissen es gar wohl. Ich schrieb es ihnen sogleich. Denn es ist wohl eine der merkwürdigsten Geschichten meines Lebens.“

„Und für mich die merkwürdigste des ganzen Krieges!“ sagte die Gemahlin des Obersten, stand auf, und umarmte Karoline sehr gerührt.

„Nun,“ sprach die Gräfin von Buchenhain, „von all dem wissen ich und mein Mann ja noch gar nichts! Geben Sie uns die Geschichte doch einmal zum Besten!“

„Sie ist nur ganz kurz,“ sagte der Oberst. „Ich sprengte hungrig und durstig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Eltern wohnten, nnd bettelte so zu sagen um Brod und Wasser. Sie theilten Alles mit mir, was sie hatten, und bei der allgemeinen Noth wohl für sich hätten aufsparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirschenbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es waren herrliche Kirschen — und so wahr ich ehrlich bin, vielleicht die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit, sie zu essen; ich mußte sogleich wieder zu Pferd. Da nöthigte mich Ka-

roline mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die Kirschen einzustecken. Allein das ließ sich nicht so leicht machen. Mein Pferd war mir Tags zuvor unter dem Leibe erschossen worden. Ich nahm in der Geschwindigkeit das Unentbehrlichste aus dem Mantelsacke, steckte es in die Taschen, und focht einstweilen zu Fuß, bis mir ein Husar sein Pferd abtrat. Ich trug, wie jener Weltweise, Alles, was ich hatte, bei mir. Um indessen für die Kirschen in einer Tasche leeren Raum zu machen, nahm ich meine Brieftasche heraus, und steckte sie hier in die Weste. Es ging sogleich wieder auf den Feind los, der Miene machte, aufs Neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Husaren, daß es eine Lust war. Allein in einer Hecke war Infanterie versteckt. Ein Jäger zu Fuß schoß unversehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Brust. An der Brieftasche aber ist die Kugel abgeprellt — sonst wäre ich durch und durch geschossen worden, und auf der Stelle todt geblieben.«

„Nun sagen Sie alle,“ fuhr er mit großer Rührung fort, „hat sich Gottes Vorsehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen? Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, Karoline da rettete mir durch ihre Freundlichkeit das Leben? Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalie nicht Wittwe ist, daß

meine Töchter keine Waisen sind; daß ich noch hier stehe, meine Pfeife rauche, und mich der Schöpfung Gottes freue.«

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Obersten drückte Karolinens Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt, und sagte, indem ihr Thränen in den Augen standen: „So ist es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel, und haben eine große Trauer von unserer Familie abgewendet.“ Auch die zwei Töchter des Obersten sahen mit leuchtenden Blicken auf Karoline. „So oft wir Kirschen aßen,“ sagte die jüngere, „sprachen wir von ihnen, ohne Sie zu kennen.« „Ich schätze mich sehr, sehr glücklich,“ sagte die ältere, „daß unser Wunsch, Sie kennen zu lernen, endlich erfüllt ist.« Beide Fräulein nöthigten Karoline, zwischen ihnen Beiden Platz zu nehmen, und schenkten ihr in eine schöne, prächtig vergoldete Porzellanschale Kafee ein.

Der Oberst aber war nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten,« sagte er; „aber was ist, was kann der Mensch? Ohne das Teller mit Kirschen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Rebenheim längst vermodert, und ein Anderer wäre an meiner Stelle Oberst. Meinen Orden hier, Ehre und Wohlstand, danke ich einer Hand voll Kirschen, oder vielmehr Gottes Hand, die den Helden durch ein Kind errettete, und mit Sieg krönte.“

„Wir sprechen uns weiter,“ sagte er plötzlich zu Karolinen. „Jetzt habe ich mit meinem Schwager, dem Herrn Grafen da, ein kleines Geschäft abzumachen.“ Die Herren gingen. Karoline blieb noch eine Weile und empfahl sich dann. „Auf Wiedersehen!“ sagte die Gemahlin des Obersten, und entließ sie sehr gnädig.

Der Oberst hatte indeß seinen Schwager, den Grafen von Buchenhain, an die andere Seite des Gartens geführt. Der Amtmann des Grafen war schon seit drei Monaten todt. Es hatten sich Viele um den Dienst gemeldet. Der Graf war unschlüssig, welchen er wählen sollte, und hatte diesen Morgen lange mit dem Obersten darüber gesprochen. Der Dienst sollte, da dringende Amtsgeschäfte abzumachen waren, heute noch vergeben werden.

„Jetzt brauchts kein Kopfbrechen mehr,“ sagte der Oberst; „den Ehrenberg nimmst du. Gott schickt uns die Tochter des braven Mannes nicht umsonst gerade am heutigen Morgen hieher — und wahrlich nicht umsonst mußte ich gestern Abends hier anlangen, um sie, gerade bevor der Dienst vergeben ward, hier zu treffen.“

„Es ist wahr,“ sagte der Graf, „die Leute haben sich um die Familie verdient gemacht. Auch soll Ehrenberg ein wahrer Ehrenmann seyn. Allein ich sah ihn kaum ein paarmal, und es ist daher noch zu bedenken —“

»Was zum Kuckuk,« sagte der Oberst, mit der ihm eigenen Hitze, »soll da noch zu bedenken seyn? Einen bessern Mann treibst du nicht auf, so weit der deutsche Boden reicht! Bin ich nicht auf meinen Zügen zweimal nach Rebenheim hingeritten, um das gute Kind, dem ich mein Leben zu danken habe, noch einmal zu sehen und ihm meinen Dank zu bezeigen! Und hab' ich nicht Alles genau ausgekundschaftet? Karoline und ihre Eltern traf ich freilich nicht! Auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber andere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmanne, seiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beste Zeugniß. Alte graue Männer sagten mir mit Thränen in den Augen: »Herr Ehrenberg war das Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er uns gethan hat. Wo er auch sey, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hat er schon an jedem Einzelnen von uns mehr als einmal verdient.« So sagten die Bauern. Darum sage ich, mach' hurtig, und laß das Dekret aufsetzen, damit ich sogleich selbst es ihm hintragen kann.«

Die Sache wurde richtig, das Dekret verfaßt und unterzeichnet, und der Oberst hatte seit langer Zeit keinen so fröhlichen Morgen; ja kaum nach

einem Siege wars ihm, wie er sich ausdrückte, so leicht und wohl um das Herz.

Während dieses ausgemacht worden, war Karoline, ohne nur im geringsten zu ahnen, was der Oberst vorhatte, voll hohen Vergnügens nach Hause gekommen. „Je, Mädchen, was ist dir," sagte der Vater; „deine Augen glänzen ja vor Freude." Karoline erzählte, wie die Kirschen dazu beitrugen, dem Obersten das Leben zu retten; und die Eltern prießen Gottes heilige Vorsehung.

„Das ist ein Strahl von Hoffnung," sagte die Mutter; „vielleicht stehen uns doch noch bessere Tage bevor." „Ja, Karoline," sagte der Vater, „deine freundliche Güte, die dir als Kind schon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück deiner Eltern machen." „Wenn ich diese Güte je hatte," sagte Karoline bescheiden, „so ist sie nur das Erbtheil meiner theuren Eltern."

Sie sprachen noch über die Begebenheit — da hörten sie den Obersten, seinen klirrenden Säbel nachschleifend, schon die Treppe herauf eilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchenhain!" rief er sogleich unter der Thüre.

„Wie, was, von Buchenhain?" sagte Ehrenberg.

„Nicht anders!" sprach der Oberst, und zog seine Brieftasche heraus. „Ich führe diese Brieftasche nur an besondern Freudentagen," sagte er, „wie zum Beispiele heute, da ich Karolinen wieder

fand. Sehen Sie da," — er zeigte auf eine beschädigte Stelle der Brieftasche — „hieher traf die Kugel. Karolinen hat Ihnen ja wohl davon erzählt?"

„Zu unsrer größten Freude!" sprach Ehrenberg.

Der Oberst öffnete die Brieftasche, und nahm ein Papier heraus. „Da lesen Sie!" sagte er zu Ehrenberg. Ehrenberg las und erstaunte. Es war das Anstellungsdekret auf die gräfliche Amtmannsstelle in Buchenhain mit tausend Thaler Gehalt, nebst noch vielen andern Vortheilen. Der edle Mann, der bisher so viel geduldet hatte, uud in einem sehr abgetragenen, wiewohl sehr reinlichen Rocke da stand, traute kaum seinen Augen. „Lesen Sie doch laut!" sagte der Oberst. „Ihre Frau und meine Retterin, die holde Karoline da, scheinen neugierig, was das Papier enthalte." Ehrenberg las das Dekret mit tiefgerühter Stimme, und Mutter und Tochter weinten und schluchzten beinahe laut.

„Bei den Husaren muß alles schnell gehen," sagte der Oberst. „Vor einer Stunde dachte noch kein Mensch in der Welt daran, daß Sie Amtmann in Buchenhain werden sollten. Wie sich das angefangen, muß es sich auch enden. Darum kommen Sie nur gleich mit, damit ich Sie meinem Schwager vorstelle." Ehrenberg bat um Erlaubniß, sich zuvor umzukleiden. „Eine Viertelstunde sey Ihnen dazu vergönnt," sprach der Oberst; „in einer Vier-

telstunde erwarte ich Sie auf meinem Zimmer in dem Hause des Grafen.“

„Sie aber,“ sagte er zu Karoline und ihrer Mutter, „machen Sie nur sogleich Anstalt zur Abreise. Sie wohnen ja hier so enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein so schlechtes Quartier. Allein in dem Amthause zu Buchenhain wird es Ihnen schon besser gefallen. Das Amthaus ist eine sehr freundliche Wohnung; es ist auch ein herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirschenbäume stehen. Künftigen Montag müssen Sie dort einziehen; wir reisen an eben diesem Tage auch dahin. Das soll dann ein rechtes Fest werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Husarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen, und zwischen den brennenden Häusern zu Rebenheim. Vergessen Sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirschen zum Nachtisch aufzutragen! Ich denke, bis dahin werden sie vollends reif.“

Und mit diesen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu ersparen, und um eine Thräne zu verbergen, so schnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, daß Ehrenberg nicht mehr eilfertig genug seyn konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline,“ sagte der Vater, „als er wieder in das Zimmer trat, wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, das ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns solche Früchte bringen würde!“

„Das hat Gott so gefügt," sagte die Mutter mit gefalteten Händen. „Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein das erste Mal blühte, und wie wir Beide es betrachteten, und Karoline, die damals noch ein Kind war, das ich auf dem Arm trug, so große Freude daran hatte. Wir Eltern versprachen es damals Gott, das Kind, das hoffnungsvoll, wie das junge Bäumchen blühte, gut zu erziehen, und beteten zu Ihm, Er wolle uns seine Gnade dazu geben. Jenes Gebet ist nun über all unser Wünschen und Hoffen erhört. Ihm sey ewiger Dank!"

„Ja," sprach der Vater, „kein gläubiges Gebet liebender Eltern geht verloren! Wie Gott damals schon, als wir bei dem Kirschenbäumlein standen, unser Gebet erhörte, so wolle Er auch jetzt sich unsern Dank gefallen lassen!"

Und Karoline stimmte in das Dankgebet ihrer Eltern mit ein, und rief mit innigster Rührung: „Dir, Vater im Himmel, der für uns Menschen liebreicher und zärtlicher sorgt, als die liebreichsten und zärtlichsten Eltern für ihre Kinder, Dir sey ewiger Dank!"

Die Melone.

1.

Therese.

Nahe vor dem Thore einer großen Handelsstadt saß an einem heitern Sommermorgen eine Obsthändlerin an ihrem reich geschmückten Stande. Man erblickte da in niedlichen, mit frischem, grünen Reblaube ausgelegten Weidenkörbchen Früchte aller Art, schöne hellrothe und dunkelrothe Kirschen von seltener Größe, und frühe, grünlich-gelbe Pfirsiche, die von dem zartesten Purpurroth wie angehaucht waren. Zitronen und Pomeranzen erhoben sich in kleinen Pyramiden. Als Prachtstück aber in Mitte aller Früchte prangte, wie der Mond unter den Sternen, eine große, herrliche Melone — die erste, die in diesem Jahre reif geworden.

Wie die Obsthändlerin unter der Linde des Thores, die ihren Stand beschattete, so da saß, und noch wenig Leute durch das Thor aus und ein gingen — kam ein sehr reinlich, aber nur in weiß und blau gestreifte Leinwand gekleidetes Mäd-

chen, die noch nicht vierzehn Jahre alt, und recht das Bild der Unschuld und Schönheit war. Sie fragte, was die Melone koste.

„O mein Kind, diese Frucht ist für dich zu theuer!“ sagte die Obstfrau. „In drei oder vier Wochen kann man eine solche Melone vielleicht für einen Thaler kaufen; allein diese hier könnte ich dir nicht unter fünf Gulden überlassen.“

„Fünf Gulden ist viel Geld,“ sagte das Mädchen. „Könnte die Frau sie nicht wohlfeiler geben?“

„Um keinen Heller,“ sagte die Frau. „Bei mehr als zehn Gärtnern fand ich nur diese einzige Melone. Ich gewinne fast nichts daran. Ich kaufte sie auch nicht des Gewinnstes wegen; sondern um bei meinen Kunden mir Ehre zu machen.“

„Nun denn,“ sagte die Kleine; „so sey es. Ich habe mir's gedacht, die Melone werde ungefähr so viel kosten.“ Sie zog ein kleines, zierlich gestricktes Geldbeutelchen heraus, und zählte fünf und zwanzig Zwölfer hin.“

„Aber was will Sie denn mit der Melone machen?“ fragte die Frau bedenklich, ohne das Geld einzuziehen. „Sie wird die Melone doch nicht selbst essen wollen?“

„Ich habe,“ sagte das Mädchen, „in meinem Leben noch keine verkostet, und mir ists auch gar nicht um solche kostbare Speisen. Wir sind zufrieden, wenn wir nur Brod haben.“

„Je, für wen kauft Sie denn die Melone?“ fragte die Frau.

„Das darf ich nicht sagen,“ sprach das Mädchen mit einem kleinen Erröthen, „und ich bitte auch die Frau, doch Niemanden davon zu sagen, daß ich die Frucht kaufte.“

Die Frau sagte warnend, indem sie den Finger erhob: „Liebes Kind, gieb doch Acht, daß du in keine böse Gesellschaft gerathest, wo man heimlich, hinterrücks der Eltern, kostbar lebt, oft unrechtes Gut verschwendet — und wo auch sonst nichts Gutes geschieht. Es wäre Schade um dich! Noch einmal, sey wohl auf der Hut. Den schönsten Früchten stellen die Wespen am meisten nach.“

„O fürchte Sie nichts, Madam!“ sagte das Mädchen. „Ich komme nirgends hin als in die Kirche.“ Dabei blickte sie so unschuldig und arglos aus den hellen, blauen Augen, daß der Frau alle Bedenklichkeiten vergingen.

Die Frau zog das Geld ein; das Mädchen kaufte nnd bezahlte noch das Körbchen, in dem die Melone lag, blickte schüchtern umher, schlug schnell die weiße, reinliche Schürze über die Melone, um sie sorgfältig zu verbergen, neigte sich und eilte davon.

„Hum, hum!“ sagte die Obstfrau, „wenn das Kind nicht so seelengut und unschuldig wäre — so hätte ich ihr nicht getraut. Und doch muß etwas dahinter stecken! Sie thut so heimlich — obwohl

sie ganz ohne Furcht dabei ist. Ach, es wäre ewig Schade, wenn sie verführt würde! Ihr Haar ringelt sich wie lauter Gold, und so schön roth, als ihre Wangen, sind keine Aepfelein, keine Pfirsiche auch die schönsten nicht, die ich je verkaufte.«

Die Obstfrau war noch immer etwas nachdenkend. »Mein Gott,« seufzte sie »als das gute Kind noch kleiner war, hat sie mir manchen Kreuzer für Erdbeeren oder Kirschen zu lösen gegeben. Ich muß doch mit ihrer Mutter reden. Man muß dem Bösen wehren, so gut man kann. Das ist Pflicht! Man sagt sonst wohl: Was geht das mich an? Aber die Unschuld zu hüten, geht jedes ehrliche Herz sehr nahe an.«

2.

Theresens Mutter.

Abends ging Frau Musch, die Obsthändlerin, nachdem sie jene Früchte, die nicht verkauft worden, in sichere Verwahrung gebracht hatte, zu Frau Maienfeld, der Mutter des Mädchens, und erzählte ihr die Geschichte.

»Ich bin Ihr, liebe gute Frau Musch, für Ihre Sorgfalt herzlich verbunden!« sagte die Mut-

ter. „Indeß weiß ich davon, und will Ihr Alles erzählen. Sie darf Alles wissen. Nur muß Sie mir versprechen, davon zu schweigen. Seh' Sie, liebe Frau, Sie kennt ja wohl den alten Herrn Treu?“

„O freilich, freilich,“ sagte Frau Musch; „die ganze Stadt ehrt ihn ja als den bravsten Mann, als einen der ersten, der reichsten, der rechtschaffensten Bürger.“

„Nun wohl,“ sprach Frau Maienfeld, „so höre Sie denn die Geschichte.“

„Mein Mann, der mir in seinen schönsten Jahren dahin starb, Gott tröste ihn! diente in der Treuischen Handlung. Seit dessen Tode unterstützte Herr Treu mich immer sehr großmüthig — besonders aber in meiner letzten Krankheit. Ohne seine Güte würde meine Tochter schon lange an meinem Grabe weinen.

Nachdem ich wieder hergestellt war, wollte Therese, meine Tochter, dem guten Herrn Treu auch eine kleine Freude machen. Sie strickte ihm eine Geldbörse von dunkler Seide, mit Rosenlaub und Rosenknospen geziert, und mit der Inschrift aus Perlen: „Gott lohne Sie!“

Therese brachte ihm das kleine, unbedeutende Geschenk. Der alte Herr hatte eine große Freude daran. Er besah und lobte die Arbeit. „Nun wird meine alte Börse überflüssig,“ sagte er, indem

er sie herauszog. „Sie ist zwar schon etwas abgetragen und unscheinbar; allein als ein Andenken von dem alten Treu wirst du, liebes Kind, sie doch nicht verschmähen. Nimm sie hin! Was darin ist, das ist nur eine kleine Belohnung für die große Mühe, die du dir gegeben, und für die Freude, die du mir gemacht hast.“

Therese wollte das Geld nicht nehmen. „Nimm, nimm!“ sagte Herr Treu. „Ich weiß doch, daß du mit deiner Mutter theilen wirst. Sie hat jetzt nach ihrer Krankheit einige Stärkung nothwendig, und kann noch wenig verdienen. Mach' also keine Umstände und nimm!“

Therese mochte wollen oder nicht, sie mußte das reiche Geschenk annehmen. Als sie nach Hause kam und das viele Geld auf den Tisch ausschüttete, weinten wir beide vor Freude. So reich waren wir, seit dem Tode meines seligen Mannes, nicht mehr gewesen.

„Es ist mit dem lieben, guten Herrn Treu nichts anzufangen!“ sagte Therese. „Man kann ihm die Dankbarkeit gar nicht an den Tag legen. Indeß müssen wir dem gütigen Herrn doch eine andere Freude machen — etwa auf seinen Geburtstag, den er nach einigen Tagen feiern wird. Er darf aber nicht wissen, woher das kommt; sonst machen wir ihm nur neue Kosten.“

Wir wußten, die Melonen seyen seine Lieblings-

speise; allein in diesem Jahre seyen sie in seinem Garten verunglückt. Ich erkundigte mich bei mehrern Gärtnern nach Melonen. Allein überall vernahm ich, die wenigen Melonen, die in diesem Jahre geriethen, seyen noch nicht reif. Gestern Abends spät war ich noch bei dem Gärtner vor dem neuen Thore. Er sagte, er habe wohl eine herrliche Melone gehabt, aber sie vor einer Stunde der Obsthändlerin am Thore, der Frau Musch, verkauft. Therese eilte heute am frühen Morgen vor das Thor, erblickte die wunderschöne Frucht, kaufte sie, und brachte sie voll Freude nach Hause.

Wir umgaben die herrliche Frucht mit einem frischen Eichenkranze, dem Sinnbilde des bürgerlichen Verdienstes und verzierten sie noch mit der Inschrift aus Vergißmeinnicht: „Heil der Wohlthätigkeit!"

Therese übernahm es, die Melone dem Herrn Treu heimlich in seinen Gartensaal zu stellen, wo er an schönen Tagen Morgens gewöhnlich Thee trinkt, und seine Pfeife raucht. Da Herr Treu unsere kleine Haushaltung aus seinem großen Garten mit hinreichendem Gemüse versehen läßt, so fiel es nicht auf, daß Therese mit einem Deckelkorbe am Arme in den Garten kam. Es gelang ihr, die schöne Frucht unbemerkt auf Herrn Treu's Theetischchen zu stellen, wo er sie denn auch, wie ich sicher hörte, richtig gefunden."

Die Obstfrau war mit dieser Nachricht, die jedoch Frau Maienfeld viel ausführlicher erzählt hatte, vollkommen beruhigt. Voll Vergnügen ging sie nach Hause. Ein kleines Geheimniß zu wissen, war ihr eine Herzenslust. Nur waren die Geheimnisse bei ihr nicht sehr gut aufbewahrt. Sie war eine brave Frau — aber schweigen konnte sie nicht. Ein Fehler, der in der Welt schon viel Unheil angerichtet, allein selten etwas Gutes gestiftet hat.

3.

Herr Treu.

Als nach einigen Tagen Herr Treu, um in seinem Garten den schönen Morgen zu genießen, wieder einmal aus dem Thore kam, rief die Obstfrau ihm schon von weitem: „Bst, Bst, Herr Treu! Nur auf ein Wörtchen!“

Herr Treu näherte sich ihrem Stande, und sprach etwas befremdet: „Was beliebt der Frau?“ „Nun,“ sagte sie leise und heimlich, „wie hat Ihnen denn die Melone geschmeckt? Nicht wahr sie war gut — voll Saft — vollkommen reif — außen gelb wie die Zitronen hier, und innen röthlich wie

da die Pomeranzen? Sie war von mir. Lassen sie mich aber doch weiter empfohlen seyn!«

»Was für eine Melone?« fragte Herr Treu, ohne sich merken zu lassen, daß er eine Melone zum Geschenke bekommen habe.

»Je, die sie neulich erhielten,« sagte Frau Musch; »die mit dem Eichenkranze und den Vergißmeinnicht. Hat sie Ihnen nicht geschmeckt?«

»Doch, doch,« sagte Herr Treu, »sie war sehr gut; ich verzehrte sie in einer sehr angenehmen Gesellschaft guter Freunde. Aber wer hat sie denn gekauft und mir verehrt?«

»Ei, das ist ein Geheimniß!« sagte die Frau; »das darf ich um alle Welt nicht verrathen. Nein, das sag ich keinem Menschen.«

»Aber doch mir?« sprach Herr Treu, und drückte ihr ein Stück Geld in die Hand. Frau Musch weigerte sich, es zu nehmen. Allein der alte Herr sagte lächelnd: »Das ist nur so zu einer kleinen Erkenntlichkeit. Im Grunde hat doch Sie mir die Melone auf meinen Tisch geliefert, und ich bin Ihr für eine so auserlesene Frucht Dank schuldig. In der ganzen Stadt hat Niemand so köstliche Waaren, als die Frau Musch. Ich fand die Melone so gut, daß ich mir mehrere auszubitten gedenke.«

Nun ward die Frau voll Freundlichkeit. Sie erzählte die ganze Geschichte, von dem Augenblicke

an, da Therese Morgens an den Stand trat, bis zu dem Augenblicke, da sie selbst, Abends an der Hausthüre, Theresens Mutter die Hand darauf gab, keiner Seele von der Melone zu erzählen. Frau Musch ließ mit Wissen keine Sylbe aus von Allem, was die Mutter und die Tochter, und sie selbst gesagt hatten, wiederholte manches Wort zwei, dreimal, und fügte noch Alles bei, was sie auf dem Heimwege gedacht hatte. Sie beschloß mit den Worten: „Aber sagen Sie es doch bei Leibe nicht weiter, damit ja Frau Maienfeld nichts davon erfahre. Ich mußte ihr, wie gesagt, mein Ehrenwort darauf geben, nicht aus der Schule zu schwätzen.“

„Nun, nun,“ sagte Herr Treu, „das ist ja Alles recht schön. Nur Eines muß ich mir ernstlich ausbitten. Die Frau muß von nun an Ihr Ehrenwort mehr in Ehren halten. Sie muß von diesem Augenblicke an von der kleinen Begebenheit mit der Melone ganz schweigen, und keiner Seele etwas davon sagen, am wenigsten der Frau Maienfeld. Ich würde es gewiß wieder inne werden und der Frau Musch auch nicht eine einzige Melone mehr abkaufen — ja nicht einmal mehr eine einzige Kirsche.“ Als Herr Treu schon einige Schritte weiter gegangen war, sah er noch einmal mit sehr ernstem Gesichte um, indem er den Zeigefinger an die Lippen hielt.

Der gute, alte Herr war sehr erfreut, daß er seine Vermuthung, Therese habe ihn mit der Melone beschenkt, bestättigt fand. „Diese zarte, bescheidene Art von Dankbarkeit,“ sagte er, „zeigt von einem sehr edlen Gemüthe. Ich werde darauf bedacht seyn, sie nicht unbelohnt zu lassen!“

4.

Herr Reinhold.

Herr Treu schwieg von der Melone, und ließ sich gegen keinen Menschen merken, daß er wisse wer ihm damit ein Geschenk gemacht habe. Alles schien vergessen, und auch Frau Maienfeld und ihre Tochter dachten nicht mehr daran.

Allein Herr Treu war von dieser Zeit an noch wohlthätiger gegen Beide. Geld gab er zwar nur im Nothfalle. Er verschaffte aber Theresen Gelegenheit, alles Nützliche und Gute zu lernen; er gab ihr in der Folge Arbeit, die er gut bezahlte; er hatte über ihre Aufführung, ohne daß sie davon wußte, ein wachsames Auge.

Theresens Jugendfreundinnen priesen sie glücklich, daß Herr Treu so wohlwollende Gesinnungen

für sie habe. „Der hat Geld im Ueberfluß!“ sagten sie; „wenn sich einmal eine Gelegenheit ergibt, dich zu verheirathen, so thut er seine milde Hand gewiß sehr weit auf.“

Diese Gelegenheit kam. Herr Reinhold, ein edler junger Mann, von ausnehmender Geschicklichkeit und unverbrüchlicher Rechtschaffenheit, der auf Herrn Treu's Comtoir arbeitete, war gesinnt, Theresen zur Frau zu wählen, und sagte dem Herrn Treu davon.

„Wohl!“ sprach Herr Treu, „ich billige Ihre Wahl. Können Sie Theresens Hand erhalten, so sind Sie glücklich. Was ihr an Vermögen abgeht, ersetzt sie tausendfältig durch schätzenswerthere Eigenschaften. Ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihre Einfachheit in Putz und Kleidung, ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihre Frömmigkeit sind mehr werth, als eine Tonne Goldes. Tugend ist der beste Brautschatz.“ Mehr sagte aber Herr Treu nicht.

Herr Reinhold bat einen guten Freund, dem er wesentliche Dienste erwiesen hatte, mit Herrn Treu über die Sache zu sprechen. Reinholds Freund, ein sehr schätzbarer Bürger, den auch Herr Treu sehr achtete, suchte ihn sehr klug auszuforschen, ob er nicht geneigt sey, Theresens kleinen Brautschatz ein Bißchen zu vermehren. Aber Herr Treu sagte, daß er schlechterdings nichts verspreche.

„Ich habe," sprach er, „an der Tochter des seligen Maienfeld genug gethan. Es sind auch noch andere treue Diener da, die mit Recht Ansprüche auf Unterstützung machen können. Und im Vertrauen gesagt: Sie wissen, wie es jetzt mit dem Handel steht. Ein Kaufmann kann in Geldsachen sich nicht allemal bestimmt erklären! Lassen wir es gut seyn."

Herr Treu hatte in seiner Handlung wirklich einige sehr bedeutende Verluste erlitten. Herr Reinhold wußte das gar wohl, und er und sein Freund glaubten, die Sache stehe noch schlimmer, als man wisse, und es sey von dem alten Herrn, von dessen gutem Willen sie jedoch vollkommen überzeugt waren, wenig oder nichts zu erwarten.

Herr Reinhold gab indeß seine Absicht nicht auf. Er bat die Mutter um die Hand ihrer Tochter, wenn diese auch gar nichts im Vermögen haben sollte. Die Mutter fragte Herrn Treu um Rath. Er gab dem jungen Manne das beste Zeugniß, und wünschte, mit großer Treuherzigkeit und einer Thräne im Auge, der Mutter Glück.

In diesem Augenblicke trat Herr Reinhold mit einer Rechnung in das Zimmer. „Sie kommen wie gerufen!" sagte Herr Treu. „Ich habe eben der Frau Maienfeld Glück gewünscht. Wozu? — darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen. Auch Ihnen wünsche ich hiemit von ganzem Herzen Glück. Sie

könnten wohl reichere Parthien treffen, aber sicher keine bessere.« Er versprach, das Hochzeitmahl in dem Saale seines schönen Gartenhauses vor der Stadt zu geben. Allein er sagte nicht ein Wörtchen von einem Brautgeschenke oder einem kleinen Beitrage zur Ausfertigung, den Therese so wohl hätte brauchen können. Die Mutter und auch Herr Reinhold verwunderten sich darüber, und konnten sich in das Benehmen des Herrn Treu nicht finden.

5.

Das Hochzeitgeschenk.

Der Hochzeittag kam; eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft guter Freunde war in dem schönen Gartensaale beisammen. Alles war von Herzen fröhlich und vergnügt. Man hatte abgespeist, und es sollte nur noch der Nachtisch aufgetragen werden. Sieh — da kam auf einmal eine große, herrliche Melone auf die Tafel. Herr Treu schob sie der Braut hin, mit der Bitte, vorzulegen.

Oben auf der Melone, die in einem schönen Blumenkranze lag, erblickte Therese mit holdem Erröthen — die aus zarten weißen Blüthen und

grünen Blättchen von Myrten kunstreich zusammen gefügten Worte: „Heil der Dankbarkeit!“

Therese dachte augenblicklich an jene Melone, die sie, fast noch als Kind, heimlich dem Herrn Treu auf seinen Tisch gestellt hatte. „O Herr Treu,“ sagte sie, „Ihnen entgeht doch nichts! Sie lassen die geringste Freude, die man Ihnen macht, nicht unbelohnt. Nein, hierin gebührt Ihnen allein der Preis.“

Herr Treu that aber nicht dergleichen, als verstehe er sie. Er nahm den bunten Blumenkranz legte ihn auf ein weißes Porzellanteller, legte dann die angebrachte Verzierung mit der Inschrift in die Mitte des Kranzes, und überreichte ihn der Braut. „Nun aber,“ sagte er ermahnend, „zerschneiden Sie die Melone. Wir alle sind neugierig, sie zu kosten, ob die Frucht etwas tauge.“ Die erfreute Braut konnte aber nicht zurecht kommen. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie erröthete einmal über das andere. „Nein,“ sagte sie, „es geht einmal nicht! Ich weiß nicht, schneidet das Messer nicht, oder ist die Melone noch zu hart. So ungeschickt war ich doch noch nie.“ Sie kam in große Verlegenheit.

„Dacht' ichs doch,“ sagte der alte Herr mit einem schalkhaften Lächeln, „es werde Ihnen nicht gelingen, die Melone zu zerlegen.“ Er hob mit leichter Mühe den obersten Theil der Melone, wie

einen Deckel, ab und sagte: „Nun schöpfen Sie das Mark heraus. Es ist Ihnen zugedacht," setzte er scherzend bei; „wir andern wollen uns mit der Schale begnügen."

Die Braut nahm den silbernen Löffel, um zu schöpfen. Aber sieh — da glänzte und schimmerte in dem Innern der Melone Alles von klarem, lauterm Golde. Die Melone war mit neuen Goldstücken gefüllt. Die Braut erstaunte, und ergriff Herrn Treu's Hand, sie zu küssen. Die Mutter brach in Thränen aus. „Gütiger, großmüthiger Mann," sprach sie, „wie sinnreich wissen Sie zu erfreuen! Wie vergessen Sie auch einer Kleinigkeit nicht, an die wir selbst längst nicht mehr gedacht haben."

Nicht nur die Mutter, auch Braut und Bräutigam, ja alle anwesende Freunde waren über ein so unerwartetes, reiches Hochzeitgeschenk erstaunt und tief gerührt.

6.

Heil der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit.

In dem Hochzeitsaale war eine feierliche Stille entstanden. Aller Blicke waren mit Ehrfurcht und Liebe auf Herrn Treu gerichtet; alle priesen seine Wohlthätigkeit, seine Großmuth, und den guten Gebrauch, den er von seinem Reichthume mache.

Ein ehrwürdiger Greis, Theresens Großvater, den Herr Treu schon seit vielen Jahren im Stillen reichlich unterstützt, ihn zu dem heutigen Feste eingeladen, und in seinem eigenem Wagen abgeholt und hieher geführt hatte, sprach: „Bei unserm edeln Wohlthäter hier trifft das Wort des Herrn ein: „Gebt, so wird euch gegeben.“ Auch kann, was die Psalmen von dem Gerechten sagen, auf ihn angewendet werden: „Er streut aus und gibt den Armen — und sein Horn wird in Ehren erhöht.“ In der That, das Füllhorn voll Gaben, von denen Herr Treu beständig so liebreich mittheilt, ist von Gott gesegnet, und wird nie leer.“ Alle stimmten dem alten Manne bei, und konnten nicht aufhören, die schöne Tugend der Wohlthätigkeit zu loben und zu preisen.

Herr Treu sagte: „Wahre, aufrichtige, herzliche Dankbarkeit ist eine so schöne und lobenswürdige

Tugend, als die Wohlthätigkeit.« Mit großem Vergnügen erzählte er, wie die dankbare Therese ihn schon vor vielen Jahren mit einer Melone beschenkt habe. „Wie wir geben sollen, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte gibt,“ sagte er: „so wußte Therese zu danken. Geben ist für diejenigen, die Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, die leichteste, die angenehmste Pflicht. Seliger ist geben, als empfangen. — Wohlthätigkeit und Dankbarkeit sind gleich schöne Tugenden, und ich denke, damit beide statt finden mögen, hat Gott die Güter dieser Erde so ungleich ausgetheilt. Den größten Dank aber sind wir alle, Reiche und Arme, dem großen Geber da Oben schuldig, von dem alle gute Gaben kommen, und der alle Menschen, reiche und arme, im Grunde mit gleicher, weiser Güte segnet.«

Als jedoch alle Gäste die Wohlthätigkeit weit über die Dankbarkeit, die sich von selbst verstehe, erhoben, und den Herren Treu als den wohlthätigsten Mann über alle Maßen rühmten, stand er auf und sagte: „Ich muß in dem Garten ein wenig frische Luft schöpfen; ich komme bald wieder. Bleiben Sie indessen hier.“

Er ging in dem großen schönen Garten einige Male auf und ab, und setzte sich dann in eine hohe schattige Laube. Ein Diener brachte ihm, wie gewöhnlich nach Tische, die angezündete Pfeife. Herr Treu dachte aber nicht daran, zu rauchen.

Ueber eine Weile näherte sich ihm Therese mit Augen voll Thränen. Sie wollte noch einmal ihm die Hand küssen. Er aber gab es nicht zu, drückte ihr die Hand und sagte: „Liebes Kind, du hast mir vor vielen Jahren mit jener Melone eine große Freude gemacht. Du fürchtetest, ich möchte dir jenes Geschenk sogleich wieder ersetzen, und wolltest mich erfreuen, ohne daß ich merken sollte, woher die Freude komme. Die freundliche Hand sollte mir verborgen bleiben. O ich weiß es, du sagtest zu deiner Mutter: „Wenn es ihn nur freut; das ist genug, wenn er gleich nicht weiß, wer ihm die Freude gemacht hat. Wir wollen uns einmal das Vergnügen machen, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, ohne daß er auf uns denken, ohne daß er uns dafür belohnen kann." So sagtest du! Das ist eine edle Gesinnung. Wahre Demuth gleichet dem Thautröpflein, das in der Erde verschwindet nnd so im Verborgenen Gutes schafft. Diese Gesinnung — diese uneigennützige Güte, diese bescheidene Dankbarkeit, diese anspruchlose Art zu erfreuen — gefiel mir sehr. Sie durfte nicht unbelohnt bleiben. Deßwegen machte ich mir schon damals eine besondere Angelegenheit daraus, daß du gut erzogen, und in allem Guten wohl unterrichtet wurdest. Auch dachte ich schon damals auf einen kleinen Brautschatz für dich. Ich ließ mich aber davon nichts merken. Du solltest immer

fleißig, bescheiden, anspruchslos bleiben. Allein die wenigsten Menschen bleiben dieses, wenn ihnen wie man zu sagen pflegt, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Sie glauben gar zu leicht, in jenem fabelhaften, wunderbaren Zauberlande zu wohnen, wo es solche Vögel geben soll. Ich hinterlegte dir also das Gold als einen heimlichen Schatz — bis zur Zeit, wo er dir wohlkommen würde.“

Jetzt kam auch der Bräutigam herbei, dem Herrn Treu zu danken. „Sie kommen eben recht,“ sagte Herr Treu; „ich habe der holden Braut eben gesagt, warum ich von dem kleinen Brautschatz, den ich ihr zugedacht hatte, ihr vor der Zeit nichts sagen wollte. Die Braut wird Ihnen diesen Grund wohl nachher erzählen. Ich hatte aber noch einen andern Grund, der den Bräutigam angeht. Ich wußte, daß Therese hier eine edle Perle sey. Ich wollte daher überzeugt seyn, daß der Jüngling, der sie wählte, sie um ihrer selbst, um ihrer Frömmigkeit und ihrer Tugenden willen wähle. Ich kannte die Absicht des Herrn Bräutigams hier; ich wußte, daß er hätte reiche Parthien treffen können. Ich wußte, daß einiges Vermögen, da er bereits selbst Geschäfte macht, in seinen Augen einen Werth haben mußte. Ich war aber heimlich entzückt, daß er nur auf Theresens Vortrefflichkeit sah, sich lieber entschloß, eingeschränkter zu

leben, als auf ihre Hand Verzicht zu leisten. Diese Ueberzeugung, zu der ich Theresen verhalf, ist noch ohne Vergleich mehr, als Alles, was ich ihr geben konnte, und muß sie unendlich glücklicher machen, als alles Gold der Welt.“

„Ich lobe mir die Menschen,“ fuhr er fort, „die innern Werth haben, und nur auf innern Werth sehen; Menschen, die unter einer schlichten Außenseite die edelsten Gesinnungen verbergen, und auch bei Andern nicht auf äußerliche Flitter achten, sondern unter den dürftigen Kleidern, mit denen das Schicksal manche edle Menschen umhängte, den wahren, innern Gehalt aufzufinden wissen. Gute Menschen kommen mir vor, wie die Melone auf Ihrem Hochzeittische, die eine Schale hat, wie gewöhnliche Melonen, und sich im Aeußerlichen nicht von ihnen unterscheidet, aber im Innern mit Gold gefüllt ist. Laßt Euer Thun ihr gleichen — so mag der Scherz mit der Melone, den die Gesellschaft sehr artig zu finden schien, auch noch sehr lehrreich für euch seyn.“

„Doch,“ sprach er jetzt, „es ist hohe Zeit, daß Ihr Euch wieder zu der Gesellschaft begebt. Ich aber muß noch ein wenig hier bleiben. In meinem hohen Alter kann ich längeres Sitzen bei einer Mahlzeit nicht mehr ertragen.“ Er ging, innigst selig, Gutes gethan zu haben, mit seiner Pfeife in dem Garten auf und ab.

Nun kam auch noch die Mutter der Braut, dem Herrn Treu zu danken. Auch sie hatte Thränen in den Augen. „Ich weiß schon, was Sie wollen," sagte Herr Treu; „schweigen wir davon! Wofür hätte ich mich in dieser Welt so viel bemüht, zeitliche Güter zu erwerben, und wozu hätte Gott meine Bemühungen so reichlich gesegnet, wenn ich guten Menschen nicht davon mittheilen wollte! Ich nehme, wenn man mich einmal zu Grabe trägt, nichts mit mir. Gutes zu thun ist die größte Seligkeit."

Frau Maienfeld schwieg eine Weile gerührt, und sagte dann: „Wunderbar sind die Wege der göttlichen Vorsehung. O welche glücklichen Folgen hat jenes geringe Geschenk zum Geburtstage des großmüthigsten Wohlthäters, jene Melone, für Theresens ganzes Leben! Auch das kleinste Gute wirkt, hier auf Erden schon, wieder Gutes. Und ist auf Erden nicht gleich immer ein so edler Mann bei der Hand, der das kleinste Gute so aufzufinden und so großmüthig zu belohnen weiß — so ist doch Einer ober uns, dessen Augen nichts entgeht, und der reich genug ist, alles Gute zu vergelten; der das Thun edler Menschen mit Wohlgefallen bemerkt, es oft nach Jahren erst belohnt, noch den Kindern vergilt, was die Eltern thaten; und der uns in der Ewigkeit erst den schönsten Schatz aufbewahrt hat. Er, der große Gott, der Vater

aller Menschen, wolle auch Ihnen vergelten, verehrungswürdigster Herr Treu, was Sie an uns gethan haben! Denn ich bin sogar an Worten zu arm, Ihnen meinen Dank auszudrücken.«

»Lassen Sie es gut seyn,« sagte Herr Treu; »was ich gab, ist nur eine kleine Belohnung für die Dienste, die mir Theresens Vater geleistet hat, die mir ihr Bräutigam nicht nur bisher leistete, sondern auch noch ferner leisten wird. Auch Theresens kindliche Liebe zu mir altem Manne hat das schon lange verdient. Doch — ich mache keinen guten Hauswirth, daß ich hier so einsam auf und ab wandle. Gehen wir zur Gesellschaft.«

Sie gingen; Braut und Bräutigam kamen ihnen entgegen. Herr Treu bot Beiden die Hände und sprach: »Bleibt immer so edel, als ihr bisher es waret, wandelt vor Gottes Augen, vertraut auf Ihn, behaltet euch lieb, und ihr werdet glücklich seyn — und hättet ihr statt der Melonen auch nichts als Erdäpfel zu genießen, und anstatt des Goldes nur Kupfermünze in der Kasse.«

Die Gesellschaft stand auf, als Herr Treu wieder in den Gartensaal trat. Er ließ Rheinwein bringen. »Laßt uns,« sprach er, »nun die Melone verzehren, die bald ganz in Vergessenheit gekommen wäre. Wir wollen noch ein Gläschen Wein dazu trinken. Stoßet Alle an — auf das Wohl der edlen bescheidenen Therese, und des Mannes,

der sie zu schätzen wußte!“ Alle stießen an und tranken; ebenso wurde auf das Wohl des Herrn Treu getrunken. Der Saal erscholl von dem Freudenrufe: „Es lebe Wohlthätigkeit und Dankbarkeit — Liebe und Freundschaft — und jedes schöne menschliche Gefühl! Gottes bester Segen über alle gute Menschen, und über jede wohlthätige und dankbare Seele auf Erden!“

Die Nachtigall.

[illegible] zu [illegible] [illegible]!“ Alle stießen [illegible] [illegible]

[illegible], [illegible] wurde auf das Wohl des Herrn [illegible]

getrunken. Der Saal erschall von dem Freuden-

rufe: „Es lebe Wohlthätigkeit und Dankbarkeit —

Liebe und Freundschaft — und jedes schöne mensch-

liche Gefühl! Gottes Segen über alle gute

Menschen, und über jede wohlthätige und dank-

bare Seele auf Erden!“

Die Nachtigall.

1.

Der Hirtenknabe.

Die Gräfin von Sternfeld befand sich mit ihren drei Kindern, einem jungen Grafen und zwei jungen Gräfinnen, auf der Reise aus der Hauptstadt nach ihrem Landgute. Der Postillion war in dem Walde irre gefahren. Auf dem rauhen Wege brach ein Rad. Mutter und Kinder stiegen erschrocken aus. Die Gräfin war um so bekümmerter, da die Sonne bereits unterging. Die jungen Gräfinnen waren in tausend Aengsten, und fürchteten, im Walde übernachten zu müssen. Der junge Graf suchte sie zu trösten. Der Postilion schmähte über den schlechten Weg, kratzte hinter den Ohren, und wußte sich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigesprungen, und sagte: „Da ist leicht zu helfen! So viel ich sehe, läßt das Rad sich ohne viele Mühe ausbessern. In einem Dorfe an der Landstraße, nicht weit von hier, wohnt ein trefflicher Wagner. Der Holzweg, auf den der Herr Postillion gerieth, führt gerade dahin. Der Wagner wird das zerbrochene Rad bald wieder hergestellt haben.“

Der Knabe blickte umher und rief freudig: „Dort liegt eine Stange; mit der kann man die Kutsche stützen, und sie so weiter schleifen. Der Fahrweg von hier in das Dorf ist freilich ziemlich schlimm, und beträgt beinahe eine Stunde. Allein es gibt von hieraus keine bessere und nähere Straße, weder in dieses noch in ein anderes Dorf. Wenn es aber der gnädigen Herrschaft gefällig wäre, so wollte ich sie den Fußweg führen, der eine halbe Stunde näher, und überaus schön und angenehm ist.

Die Gräfin äußerte einige Bedenklichkeit, ob man die Stange nehmen dürfe. „Ei!“ sagte der Knabe, „sie gehört eben dem Wagner, so wie all das Holz, das dort liegt, und das er im verflossenen Winter gefällt hat. Es wird ihm lieb seyn, daß er die Stange nun nicht nach Hause zu tragen braucht.“ Der Knabe holte die Stange und half sehr flink und geschickt dem Postillion, sie mit Stricken an der Kutsche zu befestigen. Die Kutscher fuhr langsam, indem der Postillion neben den Pferden herging, auf dem holperigen Wege weiter. Die gräfliche Familie aber begab sich auf den Fußweg, der sich zwischen grünenden Erlen und blühenden Hagedornen längs einem hellen Bache hinzog.

Da fing eine Nachtigall an zu schlagen. Die Gräfin setzte sich mit den zwei jungen Gräfinnen auf den Stamm einer gefällten Buche, um dem Vogel zuzuhören. Der junge Graf, etwa sechzehn

Jahre alt, lehnte sich in einer kleinen Entfernung an eine Birke. Alles war stille. Nur der Abendwind flüsterte leise in den Blättern der Bäume, und sanft rauschte das nahe Bächlein. Mutter und Kinder horchten mit gleich großem Wohlgefallen auf den herrlichen Gesang des Vogels.

Als die Nachtigall schwieg, sprach die Gräfin: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in unserm englischen Garten hätte! In der Stadt habe ich zwar schon viele Nachtigallen gehört. Aber hier auf dem Lande, in der einsamen waldigen Gegend und in der tiefen Stille umher, jetzt bei anbrechender Dämmerung, da die Sichel des Mondes immer heller wird und der Abendstern bereits am Himmel glänzt, hier klingt der liebliche Gesang dieses Vogels ohne Vergleich schöner. In der That, hundert Gulden ließ ich mich kosten, wenn ich die holde Sängerin Abends in dem kleinen Lustwäldchen an meinem Schlosse hören könnte!“

„Hum,“ sagte der Hirtenknabe, der neben dem jungen Grafen stand, „die hundert Gulden ließen sich leicht verdienen!“ Der Graf winkte dem Knaben, zu schweigen, weil die Nachtigall wieder zu schlagen anfing. Nachdem sie wieder aufgehört hatte, stand die Gräfin mit ihren Töchtern auf, um sich in das Dorf zu begeben. Der junge Graf blieb im Gehen mit dem Hirtenknaben etwas zurück, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Von einer Nachtigall im Käfige,“ sprach er, „ist hier nicht die Rede. Meine Mutter wünschte in ihrer schönen Gartenanlage, worin sehr liebliche, schattenreiche Gebüsche sind, eine Nachtigall zu hören, die da im Freien nistete, jeden Frühling wiederkehrte, und ohne Menschenpflege ihr herrliches Lied anstimmte.“

„Das begriff ich gar wohl,“ sagte der Knabe. „Ich möchte auch keine Nachtigall fangen, um sie in die Gefangenschaft auszuliefern.“ Er erkundigte sich hierauf um die Beschaffenheit des Wäldchens, und sagte dann: „Ich glaube im Stande zu seyn, die Nachtigall nebst ihrem Neste dahin zu versetzen. Ich weiß sehr gut, wie das anzugehen ist. Ein Mann, der hier im Walde leider schon manche Nachtigall fing, sagte mir Alles. Wo nicht in dieser Woche, doch gewiß in der kommenden Woche muß die Nachtigall dort schlagen, daß es im ganzen Wäldchen wiederhallt.“

Der Graf blieb stehen und betrachtete den Knaben. Der Knabe hatte sehr helle, lebhafte blaue Augen, blühende, rothe Wangen, und seine gelben Locken hingen bis auf die Schultern herab, und quollen hie und da aus dem zerrissenen schwarzen Strohhute hervor.

„Was wolltest du denn mit den hundert Gulden anfangen?“ fragte der Graf.

„O,“ sagte der Knabe und die Thränen standen

ihm in den Augen, „mit hundert Gulden wäre mir aus aller Noth geholfen! Sehen sie,“ sprach er weiter, „mein Vater ist ein armer Tagwerker, nie recht gesund, und wirklich sehr krank. Eben gehe ich hin, ihn zu besuchen und ihm abzuwarten, denn meine gute Mutter ist schon vor zwei Jahen gestorben. Mein Dienstherr, der Bauer, dem der Hof dort drüben am Walde gehört, hat mir auf einige Tage Urlaub gegeben. Ich hüte ihm die Ziegen. Aber viel bringt mir das nicht ein. Es dient bloß dazu, daß ich meinem Vater von der Schüssel komme. Geben kann ich ihm wenig. Da kommts mir denn oft in den Sinn, wenn ich so im Walde da sitze, das Viehhüten sei doch fast nur eine Art von Müssiggang. Du könntest, sage ich oft zu mir selbst, wohl etwas Besseres thun, und deine Jugend nicht so unnütz zubringen. Wenn ich im Gebirge so ganz allein bei meinen Ziegen bin, so flehe ich oft auf meinen Knien und mit Zähren in den Augen zum lieben Gott, Er wolle mir doch dazu helfen, einmal ein nützlicher, brauchbarer Mann zu werden. Ich möchte aber von der Welt nichts lieber als ein Handwerk lernen. — Und zwar wünschte ich ein Wagner zu werden. Es ist doch etwas Schönes, wenn man aus dem Holze, das hier im Walde gehauen wird, eine so prächtige Kutsche, wie die Ihrige, zu Stande bringen kann! Ich redete auch schon öfter mit dem Wagnermeister,

der das Wagenrad ausbessern wird, und dem auch der Baum gehört, auf dem die gnädige Frau Mutter saß. Allein unter fünfzig Gulden will der Meister mich nicht in die Lehre nehmen. Auch sagte er, ich müsse mich zuvor besser kleiden, und mich mit weißem Zeuge versehen, was wieder gegen fünfzig Gulden kosten würde; denn so wie ich gehe und stehe, in dieser ärmlichen Jupe, will mich der Meister, der ein sehr ordentlicher Mann ist, nicht annehmen. Das würde also zusammen hundert Gulden betragen, und so viel vermögen ich und mein Vater nicht. Wenn wir all unser Hab' und Gut verkaufen wollten, gäbe uns kein Mensch hundert Gulden dafür.“

„Armer Knabe,“ sagte der Graf gerührt, „weine nicht! Wenn Alles so ist, wie du sagst, so soll dir geholfen werden. Bringst du mir ein schriftliches Zeugniß, daß du dich immer gut aufgeführt, und will dich der Wagner wirklich in die Lehre nehmen, so gebe ich dir fünfzig Gulden. Die kannst du erheben, sobald der Vogel im Wäldchen das erste Mal schlägt. Und zu den fehlenden fünfzig Gulden wird wohl auch noch Rath werden. Nur darf früher, als bis die Nachtigall sich dort hören läßt, und so der Wunsch meiner Mutter erfüllt ist, kein Mensch etwas davon wissen, was wir mit dem Vogel vorhaben. Ich möchte ihr gern eine unvermuthete Freude machen.“

Als die Reisegesellschaft aus dem Walde hervorkam, erschallte sogleich das Posthorn mit freudigem Klange, zum Zeichen, daß Alles zur Abreise bereit sei. Es war kaum mehr zwei hundert Schritte zu dem artigen Dorfe. Der Wagner hatte seine Sache trefflich gemacht, und das Rad wieder in vollkommen brauchbaren Stand gesetzt. Der junge Graf nahm den Wagnermeister auf die Seite und redete wegen des Knaben heimlich mit ihm. Der Meister bestättigte Alles, was der Knabe gesagt hatte. „Ich wünschte sehr, ihn in die Lehre zu bekommen,“ sagte der Meister. „Allein wohlfeiler kann ich ihn nicht annehmen. Ich habe so wenig gefordert, als mir in meinen Umständen nur immer möglich ist.“

Die Gräfin bezahlte hierauf das Rad, ohne dem Wagner etwas abzubrechen, gab dem Knaben ein ansehnliches Trinkgeld, und setzte sich mit ihren zwei Fräulein Töchtern in den Wagen.

Der Graf nannte dem Knaben nun noch in Geheim das Schloß, das drei Stunden entfernt war, sagte ihm, daß er sich dort an den Schloßgärtner zu wenden habe, der ihn gut aufnehmen werde, und stieg dann zu seiner Mutter und seinen Schwestern in den Wagen, und unter dem muthigen, schmetternden Schalle des Posthorns fuhren sie freudig weiter.

2.

Der kleine Vogelsteller.

Der Hirtenknabe, Namens Michael Schnell, ging nun, so spät es auch schon war, noch zu seinem kranken Vater. Er hatte fast zwei Stunden lang zu gehen. Indeß leuchtete ihm der Mond noch eine Weile. Unterwegs kaufte er, von dem reichlichen Geschenke der Gräfin, in einem Marktflecken weißes Brod, etwas Fleisch und eine Flasche Wein, zu einiger Erquickung des Kranken.

Zu seiner großen Freude fand er den geliebten Vater viel besser und gänzlich außer Gefahr. Er setzte das Fleisch sogleich an das Feuer, um dem Kranken eine kräftige Fleischsuppe zu bereiten.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, begab er sich in den Wald, wo gestern die Nachtigall so herrlich geschlagen und der Gräfin so viel Vergnügen gemacht hatte. Er wußte das Nest der Nachtigall sehr wohl. In dichtem, schattigem Gebüsche stand ein alter, ausgehöhlter Weidenbaum. Ganz unten an dem alten Stocke war das Nest. Außen bestand es aus dürren Blättern und Binsen; innen aber war es mit Haar und Wolle weich ausgefüttert. Als er es das letzte Mal besucht hatte, lagen fünf bräunlich grüne Eilein darin. Als er jetzt nachsah, fand er zu seiner großen Freu-

de, daß die jungen Vögelein bereits aus den Eiern ausgekrochen waren. Er lief nun nach Sternfeld, um den Platz ausfindig zu machen, wo er das Nest hinbringen wollte, und fand ihn erwünscht. Er eilte unverzüglich zurück in den Wald. Als man im nächsten Dorfe die Mittagsglocke läutete, kam er im Walde an. Es gelang ihm, beide alte Vögel zu fangen. Er sperrte sie, nebst dem Neste mit den Jungen, in einen kleinen Käfig, machte sich damit auf den Weg nach Sternfeld, und kam sehr spät am Abende dort bei dem Gärtner an, der ihn aufs freundlichste bewirthete.

Nächst dem Schlosse war ein liebliches Wäldchen von Eichen und Buchen, Erlen und Birken, auch einigen Akazien und Silberpappeln. Reinliche, mit Kies bestreute Wege schlängelten sich zwischen dem schattigen Gebüsche hin. Hie und da war eine Moosbank, nebst einem ländlichen Tische angebracht. Mitten im Gebüsche sah man einen runden Platz voll prächtiger Blumen, und mit Rosenhecken eingefaßt, die bereits zu blühen anfingen. In der Ecke des Wäldchens war, zwischen hohen Felsen und im dichtesten Schatten der Bäume, eine Einsiedelei angelegt. Sie bestand bloß aus einer kleinen Hütte, mit Schilf bedeckt, und aus einer Kapelle von alterthümlichem Aussehen. Ein Bächlein, das schäumend vom Felsen stürzte, floß klar wie Krystall an der Hütte vorbei,

und das angenehme Gemurmel machte den einsa-
men, stillen Aufenthalt noch angenehmer. Hier war das Lieblingsplätzchen der Gräfin. Sie brachte, wann ihre Töchter eben in der Musik oder in den Sprachen unterrichtet wurden, manche Stunde an ihrem Strickrahmen oder bei einem Buche einsam hier zu.

Kaum hundert Schritte von dem Hüttchen stand im dichten Gebüsche, unweit des Bächleins, ein Weidenbaum, der ungefähr wie derjenige aussah, bei dem sich das Nachtigallnest vorhin befunden hatte. Der Knabe, der sich den Baum wohl gemerkt und hier Alles schon vorbereitet hatte, begab sich nun in der Nacht mit Nest und Vögeln dahin, brachte, da eben der Mond sehr helle schien, das Nest an Ort und Stelle, und ließ die Alten los. Der junge Graf sah ihm mit Vergnügen zu, und lobte seine Geschicklichkeit.

Am folgenden Morgen lauschte der Knabe, im Gebüsche versteckt, ob die Alten ihre Jungen fütterten. Die Jungen fingen bald an, vor Hunger laut zu schreien — und es stand nicht lange an, so kamen zu seiner großen Freude die Alten zum Neste geflogen, und brachten den Jungen Futter. „Jetzt ist es gewonnen!“ sagte er, eilte zum jungen Grafen und brachte ihm die frohe Botschaft. „In einem Paar Tagen singt die Nachtigall gewiß!“ versicherte er den Grafen.

„Gut," sagte der Graf, „und die fünfzig Gulden liegen auch schon bereit. Bleib' so lange hier, so kannst du das Geld sogleich mit nach Hause nehmen."

Der junge Graf hatte seinen zwei Schwestern sein Vorhaben entdeckt, die Mama auf ihren kommenden Geburtstag mit dem Gesange der Nachtigall zu überraschen, und alle drei hatten die Summe von ihrem Taschengelde zusammen gelegt.

3.

Das Geburtsfest der Mutter.

Nach zwei Tagen feierte die Gräfin ihren Geburtstag. Die Sonne ging herrlich auf; der ganze Himmel war rein und unbewölkt. Der Graf ging in die Einsiedelei — und horch! da schlug die Nachtigall entzückend schön. Den Tag hindurch war großer Besuch in dem Schlosse. Als am späten Abende die Fremden fort waren, sagte die Gräfin zu ihren Kindern: „Nun müssen wir doch noch eine Stunde dieses geräuschvollen Tages einer stillen Feier widmen."

Sie ging mit ihren drei Kindern in den Garten. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. „Wir

könnten wohl in der Einsiedelei zu Abend essen,« sagte der Graf, »dort ist es doch gar so schön!«

Die Gräfin ging hin. Man setzte sich auf Strohstühle um den runden Tisch unter der großen Eiche vor der Hütte. Der Mond schien durch die Aeste der Eiche, bestreute das vorbei fließende Bächlein mit kleinen flimmernden Sternchen, beleuchtete Hüttchen und Kapelle zur Hälfte, und spiegelte sich im Silbergeschirre der Tafel. Die jungen Gräfinnen hatten Nachtviolen und Reseden hieher gepflanzt, und überdies verschiedene wohlriechende Blumen in Geschirren hieher bringen lassen, die, vereint mit den Düften der Geisblattblüthe am Eingange des Hüttchens, die Luft mit den süßesten Gerüchen erfüllten.

»Jetzt bin ich erst recht seelenvergnügt,« sagte die Gräfin. »Was sind die rauschenden Vergnügungen dieses Tages gegen diese selige Abendstunde? Was ist unser prächtige Saal gegen diese Schönheit der Natur umher? Wie leer und geistlos finde ich das Lärmen der vielen durch einander redenden Menschen gegen vertrauliche, weise Gespräche!«

Die Kinder erneuerten ihre Wünsche. »O bleibt nur immer fromm und gut, liebe Kinder,« sagte die Gräfin, »dann habe ich auf Erden keinen Wunsch mehr; dann bin ich die seligste Mutter! — Schnell sind Jahre dahin; nur das Gute bleibt. Wo ihr auch künftig leben werdet, und den Tag

der Gesellschaft preis geben müßt, so sammelt euer Gemüth doch allzeit am Abende wieder. An einem solchen schönen stillen Abende ist Gott unserm Herzen immer näher.« Sie schwieg gerührt; die Kinder schwiegen auch; es war eine feierliche Stille gerührter Herzen. —

Jetzt fing ganz unerwartet die Nachtigall an herrlich zu schlagen. Die Gräfin war erstaunt, und hörte zu, bis die Nachtigall wieder schwieg. »Ich danke euch für eure Liebe, beste Kinder,« sagte sie jetzt; »allein den Vogel hättet ihr nicht einsperren sollen. Es ist doch grausam! — Genug, daß ihr mir eure Liebe bezeigt habt; schenkt ihm jetzt wieder die Freiheit.«

»Er ist schon in der Freiheit,« sagte der Graf. »Dort sitzt er auf dem Weidenbaume. Er nahm schon Besitz von dem Wäldchen! Er ist jetzt da wie zu Hause, und ich denke, er werde alle Frühlinge wieder kommen.«

»Wie ist das möglich?« sagte die Gräfin. »Die ältesten Leute erinnern sich nicht hier eine Nachtigall gehört zu haben.«

»Liebste Mutter,« sagte Karl, »Sie wünschten oft, daß eine Nachtigall dieses Ihr Lieblingsplätzchen hier verschönern möchte. Jener arme Knabe, der uns neulich im Walde aus einer großen Verlegenheit geholfen, half mir diesen Wunsch erfüllen.«

Der Graf erinnerte daran, wie die Mama dort

gesagt habe: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in dem Wäldchen an meinem Schlosse hätte“ — und erzählte dann, wie der Knabe diese Worte sogleich aufgefaßt, und ihren Wunsch in Erfüllung gebracht habe.

„Sie werden es daher nicht ungnädig nehmen,“ fügte er noch bei, „daß wir die fünfzig Gulden so verwendeten. Ihnen eine Freude zu machen, würden wir eben so viele Goldstücke für nichts achten. Der Knabe hätte es zwar auch wohlfeiler gethan. Allein wir dachten: Wenn uns der Kleine auch nicht diese große Gefälligkeit erzeigt hätte — so wäre er's doch werth, daß wir ihm diese Wohlthat erweisen. Es ist eine Wohlthat für sein ganzes Leben — und vielleicht der Grundstein zu seinem künftigen Glücke! Vielleicht, wenn er einst ein glücklicher Mann ist, und wir schon längst im Grabe ruhen, denkt er noch dankbar an uns zurück, und segnet unsere Asche.“

„Ihr habt sehr schön und edel gehandelt, liebe Kinder,“ sagte die Gräfin gerührt; „und mit so großem Entzücken ich die Nachtigall das erste Mal hier hörte, und mich eurer kindlichen Liebe freute; so rührt es mich doch noch mehr, daß ihr ein Herz habt, das groß genug ist, eine Summe Geldes, die zu eurem Vergnügen bestimmt war, hinzugeben, und auf euer Vergnügen Verzicht zu leisten, um Andere zu erfreuen. Eure Mutter will euch nicht

nachstehen. Solche Feste, wie das Andenken der Geburt, können wir nicht besser feiern, als durch Wohlthätigkeit gegen Dürftige. Wir können dem großen Wohlthäter da oben für das Glück, das Er uns gab, nicht besser danken, als wenn wir darauf bedacht sind, Glückliche zu machen.«

„Indeß,« sprach die Gräfin weiter, „möchte ich mich doch überzeugen, ob diese Wohlthat gut angewendet seyn wird.«

„Wir könnten das Geld nicht besser anwenden,« sagte der Graf, und erzählte sein Gespräch mit dem Wagner, der das zerbrochene Rad ausgebessert hatte. „Um indeß,« sagte der Graf, „noch sicherer zu gehen, schrieb ich an den Pfarrer des Dorfes, in dem der Knabe geboren ist, und erkundigte mich näher über den Knaben. Ich schickte einen eigenen Boten mit dem Briefe hin, und erhielt auch sogleich Antwort. Ich habe das Antwortschreiben bei mir. Hören Sie einmal! Der würdige Pfarrer schrieb: „Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht thun, als daß Sie den armen Michael Schnell ein Handwerk lernen lassen. Er ist ein Knabe von seltenen, ausgezeichneten Talenten. So lang ich mir denke, kam kein so fähiger, aufgeweckter Kopf in die Schule, und das Herz des Knaben ist eben so gut und unverdorben. Ich hatte immer gewünscht, daß er studiren könnte. Er liest, schreibt und rechnet so gut, als der Schullehrer,

und findet große Freude daran. Allein zum Studiren, was auch zu viel kosten würde, hat er doch nicht recht Lust. Das beständige Stillesitzen, sagt er, möchte ihm nicht gut anschlagen; er wünsche sich lieber ein Geschäft, wobei man allerdings den Verstand gebrauchen, aber doch auch sich regen und Hände und Füße bewegen müsse. Und da glaubt er, das Beste für ihn wäre, ein Wagner zu werden. Das denke ich auch, und bemerke nur noch, daß der Wagnermeister dahier ein trefflicher Arbeiter, und ein sehr guter, rechtschaffener Mann ist. Helfen Sie also dem guten Knaben immerhin dazu, daß er zu dem wackern Meister in die Lehre komme. Gott wird Ihnen diese edle Handlung hier und dort gewiß reichlich vergelten. Denn unser göttlicher Erlöser sagte ja: Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.« So schrieb der Pfarrer, und ich denke, wir werden das Geld nicht unnütz ausgeben.«

„Nun wohl,“ sagte die Gräfin, „ich werde zu euren fünfzig Gulden noch fünfzig Gulden hinzulegen, damit die Summe der hundert Gulden voll werde, und damit der Knabe seinem Vater eine Freude mit nach Hause bringe, die für ihn nicht größer seyn kann, als die Freude, die ihr mir durch den Gesang der Nachtigall, und noch mehr durch eure edle wohlthätige Handlung gemacht habt.«

Die Gräfin, von den seligsten Empfindungen ergriffen, schwieg eine Weile, und sagte dann: „Unerschöpflich reich ist die Natur an schuldlosen Freuden für uns! Alle Sinne werden in diesem Augenblick hier in diesem Garten ergetzt. Der helle Glanz des Mondes, durch die Schatten der Eiche noch mehr gehoben; der herrliche Gesang des Vogels in der feierlichen Stille der Nacht, und durch den Wiederhall vom Felsen verstärkt; der liebliche Geruch der Nachtviolen und des Geisblattes; die laulichte abgekühlte Luft nach dem schwülen Tage; die Milch und Erdbeeren hier — o keine Illumination und kein Feuerwerk, kein rauschendes Conzert, keine künstlichen Wohlgerüche, keine Königstafel könnte mich mehr vergnügen.«

„Alle Freuden bei dieser kleinen ländlichen Abendmahlzeit sind mir aber noch einmal so schön, wenn ich denke, daß die Liebe meiner Kinder, und die Liebe des Vaters im Himmel sie mir bereitete! Alle Freuden der Natur müssen uns noch so erhebend werden, wenn wir das Gefühl im Herzen tragen, wohl gethan zu haben, und uns nur Gutes bewußt sind! — Aber unendlich höher werden sie erst, wenn wir es erkennen und dankbar empfinden, daß ein gemeinschaftlicher Vater dort oben, mit einem Herzen voll Liebe sie uns alle — alle gibt, und wenn wir dabei denken können, daß Er mit Wohlgefallen auf uns herabsieht.«

Sie blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel. „Dort oben,“ sprach sie, „im Himmel bei Gott, ist es noch unendlich schöner und besser, als hier auf Erden. Dort, bei Gott ist, wie ich hoffe, mein unvergeßlicher, zu frühe verblichener Gemahl, euer geliebter Vater. Ach, von der Stunde an, da Gott ihn zu sich genommen hat, seyd ihr, meine lieben Kinder, meine einzige und meine größte Freude auf Erden. Meine seligste Hoffnung aber ist, daß ihr immer fromm und gut bleiben werdet, und daß wir einst alle uns dort im Himmel wieder zusammen finden werden.“

4.

Der Wagnergesell.

Am folgenden Morgen ließ der Graf den Knaben rufen, und zählte ihm hundert Gulden, in lauter neuen Zwölfkreuzerstücken vor. Der gute Knabe bezeigte dem Grafen seinen innigsten Dank, und eilte voll unbeschreiblicher Freude mit dem Gelde nach Hause. Als er bei der armen väterlichen Hütte ankam, bemerkte er durch das niedrige Fenster und an dem rauchenden Kamine, daß der Vater nicht in der Stube sey, sondern in der Küche

sein kleines Mittagessen bereite. Er schlich in die Stube und legte die schönen Silberstücke in langen Reihen auf den Tisch. Als der Vater mit einem irdenen Schüsselchen voll Milchsuppe in der einen Hand und einer Schüssel voll rauchender Erdäpfel in der andern, zur Thüre hereintrat, und den Tisch ganz mit glänzendem Silber bedeckt sah, erschrak er, und sprach mit finsterm, drohenden Gesicht: „Bube, du wirst das Geld doch nicht gestohlen haben!“

„Warum nicht gar,“ sagte Michel. „Ein Vögelein im Walde, das wunderschön sang, half mir dazu — oder vielmehr hat uns Gott durch das Vögelein dazu geholfen.“

„Wie wäre das möglich?“ sprach der Vater mit Ernst. „Rede! Im Schnabel wird das Vögelein dir das Geld doch nicht gebracht haben?“

„Das nicht,“ sagte Michel. „Denn Gott gibt uns, wie das Sprichwort sagt, den Ochsen wohl, aber nicht am Horn. Gott hilft uns, wenn wir das Unsrige auch thun.“

Der Knabe erzählte nun die Geschichte, wie er zu dem Gelde gekommen, ausführlich, und der Vater sagte mit erheitertem Angesicht: „O Gott, wie gut und wunderbar bist Du! Durch eines Deiner kleinsten Geschöpfe, durch ein Vögelein, weißt Du Menschen zu beglücken. Wir wollen unser ganzes Leben hindurch Dir dafür dankbar seyn.“

Der hocherfreute alte Vater sorgte nun vor Allem, daß für seinen lieben Michel die nöthigen Kleidungsstücke angeschafft würden. Schneider, Schuhmacher und Nähterinnen bekamen vollauf zu thun. Michel sah fleißig nach und trieb beständig, damit Alles recht gut gemacht und bald fertig werde. Als er vom Kopfe bis zum Fuße neu und sehr gut gekleidet da stand, führte der Vater ihn zu dem Meister, bezahlte das verlangte Lehrgeld, und Michel wurde als Lehrling aufgedingt. Nach drei Jahren war er beinahe ein so trefflicher Wagner, als sein Meister.

Bevor er in die Fremde ging, begab er sich nach Sternfeld, um der gräflichen Familie für die erwiesene Wohlthat noch einmal zu danken, und um zu beweisen, daß diese Wohlthat gut angewendet worden. Er ging zuerst zu dem alten Schloßgärtner, der ihn schon früher sehr lieb gewonnen hatte, ihn jetzt wieder aufs freundlichste grüßte, ihm Glück wünschte, und ihn bei der Herrschaft meldete. Der wackere Jüngling wurde sogleich vorgelassen, und legte seinen Lehrbrief vor, der sehr zierlich mit großen gemalten Anfangsbuchstaben auf Pergament geschrieben war, und für ihn höchst rühmlich lautete.

Die Frau Gräfin, der junge Graf und die jungen Gräfinnen bezeigten großes Wohlgefallen über das Wohlverhalten des trefflichen Wagnergesellen.

Der junge Graf sagte: „Die Zeugnisse über Fleiß, Geschicklichkeit und gutes sittliches Betragen könnten gar nicht besser seyn. Sie lassen nichts zu wünschen übrig. Allein wie steht es mit der Ausstaffirung für die Wanderschaft? Ich fürchte, da werde noch Manches fehlen. Wir wollen den angehenden Wandersmann einmal in das Verhör nehmen.“

Es wurden viele Fragen an ihn gestellt, und es fand sich, daß ihm noch Vieles abgehe. „Das ist nichts,“ sagte der Graf. „Kleidung und das ganze Aeußere des jungen Mannes müssen mit seiner innern Vortrefflichkeit übereinstimmen. Wir wollen ihm einen guten, warmen Ueberrock, Stiefel, und ein hübsches, dauerhaftes Felleisen anschaffen.“ „Und besonders noch mehr weißes Zeug!“ sagten die jungen Gräfinnen. Die erforderliche Summe wurde sogleich berechnet. Mutter und Kinder machten ihre Beiträge, und es kam so viel Geld zusammen, daß es auch noch einen Zehrpfennig für den jungen Wagner abwarf.

„Nun wohl!“ sagte die Gräfin. „Man muß das Gute nie halb thun; den Zweig, den wir pflanzen, müssen wir auch begießen. — Wenn du, lieber Schnell, vollkommen zur Reise ausgerüstet seyn wirst, so komm noch einmal hieher.“ Da sie vollkommen überzeugt war, er wisse gut einzukaufen, so überreichte sie ihm das zusammengeschossene Geld.

Ehe acht Tage vergingen, erschien Michael Schnell in dem Schlosse, in einem schönen, grauen Ueberrocke, das zierliche Felleisen auf dem Rücken, in einer Hand einen mit grünem Wachstuch überzogenen Hut, und in der andern den Wanderstab. Die Frau Gräfin gab ihm mit wahrhaft mütterlicher Liebe noch viele gute Lehren und Ermahnungen mit auf den Weg. „Halte dich immer so wohl, wie bisher," sprach sie. „Vor allem bleibe immer fromm und gottesfürchtig. Wandle immer, wie vor Gottes Augen. Seine heiligen Gebote seyen dir in das Herz geschrieben; weiche nie im Geringsten davon ab. Besuche an allen Sonn- und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst, und höre Gottes Wort mit Andacht und Aufmerksamkeit. Unterlaß nie das tägliche Gebet; fange jeden Tag mit einem frommen Blick zum Himmel an und beschließe ihn damit. Denke bei deiner Arbeit, und auf deiner Wanderschaft unterwegs, öfter an Gott. Ehre jeden deiner künftigen Meister als einen Vater, die Hausfrau als eine Mutter, die Kinder als deine Geschwister; so wirst auch du wie ein Kind vom Hause gehalten werden. Wo Frömmigkeit und reine Sitten nicht zu Hause sind, da setze deinen Stab weiter. Fliehe böse Gesellen. Sey gegen alle Menschen wohlwollend, aber nicht zu vertraut. Hüte dich vor Trunk und Spiel, und laß dich, wenn du nicht die sichere Aussicht auf eine

nahe Heirath hast, in keine Bekanntschaft ein. In allen deinen Nöthen nimm deine Zuflucht zu Gott, nach dem schönen Spruche des Königs David: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn; Er wird es wohl machen. — Nun lebe wohl, und Gott sey mit dir.“

Der junge Wanderer brach in Thränen aus, bezeigte schluchzend der Frau Gräfin, dem Herrn Grafen und den Fräulein Gräfinnen seinen herzlichsten Dank, und versprach, alle gute Lehren getreulich zu befolgen.

5.

Graf August von Sternfeld.

Der junge Graf, August von Sternfeld, der so wohlwollend gegen die Armen und so voll kindlicher Liebe gegen seine Mutter war, glühte auch von Liebe zu seinem Vaterlande. Er nährte schon längst den Wunsch in seinem Herzen, an dem großen Kampfe Deutschlands gegen Frankreich Theil zu nehmen. Er studirte im Stillen die Kriegskunst und alle damit verbundene Wissenschaften, unterhielt sich gern mit Offizieren, und sie bewunderten seine Kenntnisse. Endlich entdeckte er, da sein Va=

ter nicht mehr lebte, sein Vorhaben seiner Mutter. Die Gräfin war anfangs darüber bestürzt; allein, von gleicher Vaterlandsliebe durchdrungen, gab sie, wiewohl mit Thränen in den Augen, ihre Einwilligung. „So ziehe denn hin, mein Sohn,“ sagte sie; „kämpfe für dein Vaterland, und Gott wolle mit dir seyn. In Seinen Schutz empfehle ich dich; Er wolle dich gut und unverdorben, und mit Siegeslorbern bekränzt, wieder zurückführen in meine Arme.“

Graf August machte einige Feldzüge gegen Frankreich mit, und wurde Rittmeister. Allein nun nahmen die Weltbegebenheiten eine andere Wendung. Sein Regiment mußte, anstatt gegen Frankreich zu kämpfen, mit der großen, französischen Armee nach Rußland ziehen. Schon auf dem Wege nach Moskau verlor die Armee durch die gewaltsam angestrengten Märsche und Mangel an Lebensmitteln, bevor es noch zu ernstlichen Gefechten kam, Tausende von Menschen. Nach unaussprechlichen Müheseligkeiten und der schrecklichen Schlacht von Borodino, näherte sich die Armee endlich Moskau, der großen Kaiserstadt, die mit ihren vielen Pallästen, den vergoldeten Kuppeln ihrer Tempel, ihren drei hundert Kirchthürmen, und dem alten Erzpallaste der Herrscher von Rußland, Kremlin genannt, einen prachtvollen Anblick gewährte. Der Graf hoffte nun, so wie jeder Krieger, hier Erholung

von allen Beschwerden zu finden, und überflüssige Lebensmittel, um sich wieder einmal satt zu essen. Allein die Stadt war beinahe von allen Einwohnern verlassen. Die Straßen waren öd'; die Palläste und die meisten Häuser standen leer. Um Mitternacht brach jene furchtbare Feuersbrunst aus, die mehrere Tage währte, zu einem Flammenmeere anwuchs, und den größten Theil der herrlichen Stadt in die Asche legte. Die Armee mußte den Rückzug antreten, auf dem so viele tausend tapfere Krieger, Deutsche und Franzosen, in Schnee und Eis, Hunger und Blösse, einen schauerlichen Tod gefunden. Eine einzige Nacht raffte über dreißig tausend Pferde hinweg; auch alle Pferde von der Eskadron des Grafen kamen um. Er mußte mit seinen Dragonern den Weg in tiefem Schnee, in Schneegestöber und Sturm, zu Fuß fortsetzen. Sie mußten Meilen weit gehen, ohne eine Hütte anzutreffen, und wenn sie auch in der Ferne einige menschliche Wohnungen erblickten und sich freuten, nun ein Obdach und einen Bissen Brod zu erhalten, so fanden sie diese Wohnungen halb zerstört, leer von Menschen und Lebensmitteln, ohne Thüren und Fensterläden, und der schneidend kalte Wind saußte hindurch. Die meisten Häuser waren gar abgebrannt. Die bedaurenswerthen erschöpften Krieger mußten manche Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter freiem Himmel zubringen. Der

Mangel an Lebensmitteln nahm überhand. Der Graf gab all sein Gold für trocknes Brod hin, und hätte zuletzt für alles Gold der Welt keinen Bissen Brod mehr bekommen können. Er hatte, so wie alle Soldaten und selbst Generale, keine andere Nahrung, als das Fleisch gefallener Pferde. Sie rieben es mit Pulver ein und rösteten es am Feuer; mit Schnee stillten sie ihren Durst. Die Straße, worauf der größte Theil der Armee bereits vorausgezogen war, sah man mit zurückgebliebenen Kanonen und Pulverwagen bezeichnet; zu beiden Seiten der Straße lagen unzählige Leichen von Menschen, über die der Schnee gleichsam ein großes Leichentuch ausgebreitet hatte. Viele von den Leuten des Grafen blieben im Schnee erstarrt liegen; andere zerstreuten sich. Es hieß: „Rette sich, wer kann.“

Der Graf war von den unbeschreiblichen Mühseligkeiten äußerst entkräftet, und vermochte nur mit Mühe weiter zu gehen. Er hatte den Bedienten, den er von Hause mitgenommen, schon auf dem Hinzuge, in Wilna krank zurück lassen müssen, und einen jungen Soldaten, der aus seiner Grafschaft war, ersucht, neben dem Kriegsdienste ihn zu bedienen. Der Mann hieß Georg Risch, und war die treueste redlichste Seele, die man nur immer finden kann. Der Graf sagte: „Georg, rette auch du dich! Ich komme nur mehr langsam

weiter, und werde bald erliegen.“ Der treue Mensch sagte: „Ich verlasse Sie nicht; ich will mit Ihnen leben und sterben.“

Plötzlich kamen die Kosaken auf ihren kleinen schnellen Pferden und mit ihren langen Spießen herangesprengt. Der Graf und sein treuer Diener empfahlen ihre Seelen Gott; denn sie erwarteten nichts, als den gewissen Tod. Die rauhen, bärtigen Krieger nahmen aber dem Grafen bloß seinen feinen blauen Mantel, der ihn bisher noch etwas gegen die Kälte geschützt hatte, rissen ihm sein Ordenskreuz von der Brust, und sprengten weiter, um reichere Beute zu machen. Georg bot seinen warmen Mantel dem Grafen an. Der Graf weigerte sich, ihn anzunehmen. Allein Georg sagte: „Nehmen Sie ihn nur: ich kann die Kälte leichter aushalten! Ich bin von Kindheit an mehr daran gewöhnt.“ Er legte dem Grafen den Mantel um. Indeß fand Georg bald einen andern Mantel, den er einem erfrornen Soldaten auszog, der sich vergebens darein gewickelt hatte.

„Es ist uns unmöglich,“ sagte jetzt der Graf zu Georg, „auf dieser verheerten Straße die Stadt Smolensk, auf die man uns vertröstet, noch zu erreichen. Wir müssen unsern Weg seitwärts, zur rechten oder zur linken nehmen. Vielleicht kommen wir zu gutherzigeu Landleuten, die noch nicht geplündert worden, und sich unser erbarmen.“

Sie gingen weiter, und kamen zu einigen Hütten, aus denen sie, voll freudiger Hoffnung, bläulichen Rauch aufsteigen sahen. Allein die Bewohner betrachteten die beiden Krieger in fremder Uniform als Feinde, und wiesen sie mit Unwillen, ja wohl gar mit Flüchen ab. Nur ein polnischer Jude kam herbei, und redete sie freundlich an. Sie verstanden seine Sprache nicht. Der Jude, der ein länglicht rundes Brod unter dem Arm und ein Fläschlein Branntwein, das mit Stroh umflochten war, in der Hand trug, deutete auf die Uhrkette des Grafen, die vorhin der plündernde Kosake nicht bemerkt hatte. Der Graf zeigte ihm die goldene Uhr, ließ sie repetiren und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er darauf heraus zahlen müsse. Allein der Jude schüttelte den Kopf, und wollte weiter gehen. Und so gab ihm denn der Graf die Uhr, und nahm dafür die wenigen Lebensmittel. Er setzte sich auf einen Stein am Wege, schnitt das Brod an, und gab das erste Stück seinem Diener. „Das ist ein theures Brod," sagte Georg; „die Uhr hat mehr als zwanzig Dukaten gekostet!" „Lieber Georg!" sprach der Graf, „das Brod ist uns nothwendiger als Gold; laß uns Gott dafür danken!"

Nachdem sie mit dem Brode ihren Hunger gestillt, und auch ein Weuig von dem Branntwein genossen hatten, zogen sie durch die unermeßliche

Wüste weiter. Es war gut für sie, daß alle Bäche und Moräste gefroren waren; so wurden sie in der wüsten, morastigen Gegend nirgends aufgehalten. Sie erreichten ein dichtes Fichtengebüsch, das ihnen gegen Sturm und Schneegestöber einigen Schutz gewährte. Sie fanden ein Plätzchen, wo kein Schnee lag. Georg versuchte Feuer aufzuschüren; es gelang ihm aber nicht. Wiewohl er Zunder, Stahl und Stein hatte, so fand er doch nicht genug trockenes Holz. Vor Kälte schaudernd, saßen sie auf dem gefrornen Boden; die Fichten umher waren ganz weiß von Reifen. Weit und breit sah und hörte man keinen Menschen; nur die Raben krächzten. Der Graf dachte mit Sehnsucht an die lieben Seinigen, wie er ehemals mit ihnen in jenen lieblichen grünen Schatten des Wäldchens am Schlosse, unter Blumendüften und beim Gesange der Nachtigall so vergnügt war. „Es weiß doch kein Mensch, was ihm bevorsteht!“ sagte er. „Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal in diese schauerliche Wildniß voll Eis und Schnee, Nebel und Reifen würde versetzt werden.“ Er flehte inbrünstig zu Gott: „Errette Du, lieber Vater im Himmel, mich aus diesem Lande und führe mich wieder zurück in die Arme der lieben Meinigen!“

Der Graf konnte die Kälte nicht mehr aushalten. Sie fiel ihm empfindlicher, als seine große

Müdigkeit. Er raffte sich auf, und versuchte, schnell weiter zu gehen, indem er hoffte, die Bewegung werde ihm etwas warm machen. Allein bald konnte er keinen Schritt mehr thun. Da nahm der gute Georg ihn auf den Rücken, und trug ihn an diesem und dem folgenden Tage. Nun konnte aber der treue Diener nicht mehr gehen; seine Stiefel waren durchgetreten, und seine wunden Füße ließen in dem Schnee blutige Spuren zurück. Jetzt sprach der Graf: „Ich habe nun genug geruht; ich fühle mich nicht mehr müde. Ich will nunmehr dich tragen, lieber Georg.“ Allein Georg wollte es durchaus nicht zugeben. „Es ist nicht mehr weit bis zum nächsten Ort,“ sagte Georg; „wir sehen ja bereits den Thurm. Dahin können Sie allein noch leicht kommen; wenn Sie aber mich tragen, so erreicht vielleicht keiner von uns Beiden den Ort. An mir ist nicht so viel gelegen, wenn ich auch umkommen sollte! Lassen Sie mich also hier, und gehen Sie ohne mich!“

Allein der Graf sagte: „Nein! Du hast dein Leben für mich gewagt; wenn du nicht bei mir hättest zurückbleiben wollen, so wärest du jetzt mit der Armee schon lange an einem sichern Zufluchtsorte. Weigere dich nicht mehr! Was du zu mir gesagt hast, sage ich jetzt zu dir: „Wir wollen mit einander leben und sterben.“

Georg blieb auf seiner Weigerung. „Es ist

einmal zu viel," sagte er weinend und schluchzend „es schickt sich nicht, ich kann nicht!"

Da sprach der Graf mit Ernst: „Mach keine Umstände; ich befehl' es." Er faßte ihn, nahm ihn auf die Schultern und trug ihn so weiter.

Sie kamen auf einen Fahrweg, nicht weit davon standen zwei Häuser, zu denen ein Fußweg führte. Sie klopften an der Thüre des einen Hauses. Die Hausmutter und ihre Kinder guckten durch das Fenster heraus. Allein auch hier waren die fremden Uniformen verhaßt. Man öffnete ihnen weder die Thüre, noch reichte man ihnen aus dem Fenster einen Bissen Brod. Die Leute hatten gehört, welch ein unermeßliches Elend die feindlichen Krieger über das Land gebracht hatten, und wie ihre herrliche Hauptstadt, was sie fest glaubten, von diesen schrecklichen Menschen niedergebrannt worden. Beide flehten in den rührendsten Ausdrücken um Mitleid und Erbarmen. Allein da man hier nur russich verstand, so fanden die deutschen Worte keinen Weg zu den Herzen der Menschen.

Der Graf und sein Diener gingen zu dem andern Hause, sahen die Hausthüre offen stehen, und wollten hineingehen. Allein der Hausherr stieß sie mit Ingrimm zurück, und schlug die Thüre mit großer Heftigkeit zu. Sie gingen betrübt weiter, in der Hoffnung, das Dorf zu erreichen, das kaum eine halbe Stunde entfernt schien. Aber nachdem

sie etwa hundert Schritte gegangen waren, wurde es dem Grafen übel. Er wollte sich auf den Stamm eines umgestürzten Baumes setzen; allein er sank fast ohnmächtig in den Schnee hin und sagte: »Nun denn, so will ich, wenn es Gottes heiliger Wille ist, hier sterben!«

Er bot seinem Georg die Hand, und sagte mit Thränen in den Augen: „Lebe wohl, du guter treuer Diener! Gott vergelte dir deine Liebe und Treue. Wenn du Sternfeld noch einmal sehen solltest, so grüße meine Mutter und meine zwei Schwestern.“

6.

Ein freundlicher Reisender.

Ein ansehnlicher Mann, groß und schön von Gestalt, in russischer, prächtig mit Zobelpelz verbrämter Kleidung, kam im Schlitten auf der Straße gefahren. Er sah den fremden Offizier in den Schnee sinken und den jammernden Soldaten neben ihn niederknien, fuhr sogleich hin, ließ halten, stieg aus, hörte die letzten Worte des Grafen, und sagte mit ganz ungemeiner Freundlichkeit in deutscher Sprache: „Gott grüße Sie, meine lieben Freunde! Kommen Sie mit mir! Mein Haus dort im näch-

sten Dorfe steht Ihnen zu Diensten! Alles, was ich habe, will ich mit Ihnen theilen.“

Er befahl dem Fuhrmanne, den Schlitten umzuwenden, um in das Dorf zurück zu fahren, half dem Grafen einsteigen, und setzte sich zu ihm. „Du, Oskinsky,“ sagte er zu seinem Begleiter, „laß den braven Krieger zu uns neben dich in den Schlitten sitzen!“ und so fuhren sie zu dem Hause. In wenigen Minuten waren sie dort angelangt. Das Haus sah aber nicht so gut aus, als sie erwarteten. Es war viel schlechter, als es sich für einen so vornehm gekleideten Herrn schickte. Auch die untere Stube, in die er sie führte, glich ganz einer gemeinen, russischen Bauernstube. Der Herr holte indeß eine zierliche silberne Theemaschine, bereitete sogleich auf dem Tische von dem besten russischen Thee, und schnitt von dem feinsten weißen Brod dazu auf. „Trinken Sie!“ sagte er freundlich; „das wärmt! Indeß will ich sehen, was ich Ihnen zu essen vorsetzen kann.“

Er ging, kam sogleich wieder und sagte: „Sie müssen vorlieb nehmen. Es ist nichts mehr da, als ein Wildbraten, der aber schon angeschnitten ist und das zweite Mal auf den Tisch kommt; indeß werden Sie ihn gut finden. Ich habe schon zu Mittag gespeist und war mir so lieber Gäste nicht gewärtig.“

Ueber eine Weile trug ein Diener einen großen

Hirschziemer auf, und brachte dann eine Flasche köstlichen Portowein und drei krystallhelle, geschliffene Gläser. Die ausgehungerten Menschen assen, und der Hausherr sah ihnen mit sichtbarem Vergnügen zu, daß es ihnen so wohl schmecke. Er wollte sie nicht mit vielen Fragen belästigen. Er sah, daß sie kaum das Reden vermochten, und erkundigte sich bloß nach ihren Namen, ihrer Heimath, und zu welchen Truppen sie gehörten. Hierauf redete er mit Oskinsky in russischer Sprache, gab ihm, wie es schien, mehrere Befehle, ging dann eilfertig hinaus, kam erst über eine gute Weile wieder, setzte sich wieder zu ihnen, schenkte von dem Weine ein, stieß mit ihnen an, und rief: „Alle braven Streiter sollen leben!“ — „Ich betheuere Ihnen,“ sagte er, „daß mir, obwohl ich ein russischer Unterthan bin, das traurige Schicksal aller ihrer Streitgenossen, besonders der Deutschen, sehr leid thut. Ich weiß, daß sie unsere Feinde nicht sind; wir haben nur einen Feind — jenen Mann, auf dessen allgewaltigen Willen alle die Hunderttausende in unser Land eindringen mußten.“

Plötzlich stand er aber wieder auf, ging eilends hinaus, und an seinem Hin- und Hergehen, und an seinen lauten, gebietenden Worten merkten sie, wiewohl er russisch sprach, daß er in dem Hause allerlei befehle und anordne. Der Schlitten, den er nicht hatte ausspannen lassen, hielt

indeß vor dem Fenster, und die Pferde schüttelten mit Ungeduld die Schlittenschellen und scharrten im Schnee. Als der Herr wieder hereinkam, hatten seine beiden Gäste sich satt gegessen und getrunken. „Nun, liebster Herr Rittmeister,“ sprach er, „will ich zuerst Ihnen Ihr Schlafkämmerlein anweisen. Denn vor Allem haben Sie Ruhe nöthig.“ Er führte den Grafen in eine Art Scheuertenne, zeigte auf eine Leiter und sagte: „Sie müssen schon so gütig seyn, sich dahinauf zu bemühen.“ Der Graf kletterte hinauf, und kam in ein schmales Gänglein zwischen einem Schober Stroh und einer rauhen Bretterwand. Der freundliche Hauswirth schob zwei alte, ungehobelte Bretter auseinander, öffnete dann eine verborgene Thüre, und der Graf trat — in ein ganz unvergleichlich schönes Kabinett. Die Wände waren geschmackvoll mit grünem Damaste tapezirt und mit vortrefflichen englischen Kupfern in goldenen Rahmen geziert; an einer Wand befand sich ein Kanapee mit grünem Damaste überzogen, und an der andern Wand stand ein Schreibschrank von Mahagoni mit einem ähnlichen Büchergestelle voll prächtig gebundener Bücher. In einem Alkoven, vor dem grüne damastene Vorhänge hingen, stand ein Bett, so fein und schön, als man je in einem gräflichen Schlosse eines finden kann. Der Graf machte große Augen und blickte erstaunt um sich, erschrak aber sehr, als er

zwischen den zwei Fenstern in einem großen Spiegel seine blasse, abgezehrte Gestalt und seinen verdorbenen Anzug erblickte. In dem Angesichte des menschenfreundlichen Hausherrn zeigte sich großes Mitleid; er sagte aber bloß: „Nicht wahr, das Zimmerchen ist ziemlich ordentlich? Wenigstens hätten Sie in diesem Hause kein solches gesucht. Bleiben Sie einstweilen hier, und erholen Sie sich von Ihren Beschwerden. Zu meinem großen Bedauern muß ich augenblicklich abreisen. Meine Geschäfte sind äußerst dringend. Indeß laß ich zu Ihrer Bedienung meinen Begleiter hier. Er spricht zwar nicht deutsch, aber ziemlich gut französisch. Alles im Hause steht Ihnen zu Gebot. Schalten und walten Sie hier, wie in Ihrem Eigenthume. Die Bücher hier können Ihnen vielleicht einige Unterhaltung gewähren. Die Jagd in der Gegend ist sehr ergiebig; wenn sie Lust dazu haben, wird Oskinsky Sie begleiten. Der wackere Russe ist ein sehr guter Jäger.“

Der Graf äußerte einige Bedenklichkeiten, ob er wohl hier auch sicher wäre, wenn russische Krieger hieher kämen. Er fürchtete gefangen und nach Sibirien geschickt zu werden.

„Hier meine Hand!“ sagte der gütige Herr. „Sie werden hier so sicher seyn, als der Kaiser in seiner Burg. Geben Sie aber auch mir Ihr Ehrenwort, zu bleiben, bis ich wieder komme. Ich werde

dann dafür sorgen, daß Sie unversehrt und wohlbehalten in Ihr Vaterland heimkehren. Doch — ich muß fort. Leben Sie wohl.« Er eilte zur Thüre hinaus.

Der Graf war über die Freundlichkeit und Güte des fremden Mannes höchst erstaunt. »In der That,« sagte er, „der freundliche Mann erschien mir, so unerwartet und hülfreich, wie ein Engel vom Himmel, und ist auch eben so schnell wieder verschwunden. Es dünkt mich ein Traum, mich aus den fürchterlichen Schneewüsten so plötzlich in ein so freundliches, lieblich erwärmendes und von wohlriechendem Rauchwerke duftendes Zimmer versetzt zu sehen. Es gränzt an ein Wunder; es ist mir unbegreiflich.«

Doch war er zu müde, um sich lange den Kopf zu zerbrechen. Er legte sich zu Bette, und da er lange Zeit auf Stroh, auf gefrornem Boden, oder gar im Schnee geschlafen hatte, so that es ihm ganz unbeschreiblich wohl, sich in einem so sanften, weichen Bette zu befinden. Er schlief sogleich ein, und ruhte bis an den Abend ganz ungemein sanft und süß. Als er erwachte, war es bereits dunkel.

7.

Oskinsky.

Oskinsky, ein junger freundlicher Russe, hatte von Zeit zu Zeit gehorcht, ob der Herr Rittmeister noch nicht aufstehe. Sobald er ihn hörte, klopfte er leise an der Thüre, trat in das Zimmer, und sagte mit einer höflichen Verbeugung: „Nun, haben Sie wohl geruht!“ „So wohl,“ sagte der Graf, „wie noch nie in meinem Leben.“ „Das freut mich,“ sagte Oskinsky; „nun kommen Sie mit mir. Drunten ist ein kleines Abendessen für Sie und Ihren Gefährten bereitet, so gut es sich hier zu Lande bereiten ließ.“

In der untern Stube war der Tisch für zwei Personen sehr zierlich gedeckt. Georg wollte aber nicht miteſſen, sondern bei Tische aufwarten. „Nicht doch,“ sagte der Graf, „du warst bisher mein treuer Leidensgenosse; daher mußt du, da es unser gütiger Bewirther erlaubt, auch an dieser frohen Mahlzeit Theil nehmen. Wir Menschen sollen ja Leiden und Freuden mit einander theilen. — Und Sie, Herr Oskinsky, bringen Sie noch ein Gedeck. Sie müssen auch mitessen.“ Das ließ sich der ehrliche Russe nicht zweimal sagen. Er brachte das Gedeck und setzte sich zu ihnen. Man trug schwarzes und rothes Wildpret, Vögel und Fische auf, und

was sonst noch in dieser Gegend von Rußland zu haben war. Auch wurden mehrerlei Weine aufgestellt. Der Russe ließ sich besonders den Wein sehr gut schmecken, und wurde sehr gesprächig.

„Aber sagen Sie mir doch,“ fing jetzt der Graf an, „wer ist denn Ihr so unbeschreiblich gütiger Herr?“

„Allerdings ein sehr guter, liebreicher Herr,“ sagte der Russe. „Ich kann mir gar keinen menschenfreundlicheren denken! Er ist der Herr von Koslow, kaiserlich russischer Rath, und hat wirklich mit Verpflegung der Armee sehr viele Geschäfte. Er ist die Güte selbst! Das hat er auch an mir bewiesen. Ich war ein armer Waisenknabe, und lebte vom Betteln. Da verlor ein Handlungsdiener des Herrn von Koslow ein Paket mit vielem Gelde. Es wurde ausgeschellt. Ich fand es und brachte es dem Herrn. Er hatte an meiner Ehrlichkeit großes Wohlgefallen, und glaubte an mir gute Talente zu entdecken. Er nahm mich in sein Haus, ließ mich mit seinen Leuten essen, und schickte mich zur Schule. Da ich im Lesen, Schreiben und Rechnen gute Fortschritte gemacht hatte, ließ er mich auch in der französischen Sprache unterrichten. Er gab mir hierauf in seiner großen Handlung allerlei kleine Geschäfte; besonders mußte ich ihm Briefe beantworten, die er dann nur zu unterzeichnen brauchte. Er ließ sich nur von mir

bedienen. Er nahm mich, wie eben jetzt, mit auf Reisen, theils als seinen Sekretär, theils als seinen Kammerdiener. Er behandelte mich aber — ich darf wohl sagen — so gütig und freundschaftlich, daß man mich eher für seinen Freund, als für seinen Diener ansah. Kurz, er hob mich aus dem Staube; ihm danke ich, nächst Gott, Alles, was ich bin und habe. — Er wohnt übrigens in Petersburg. Dieses Haus hier hat er bloß gekauft, um ein Absteigquartier zu haben, wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegend führen, was öfter geschieht. Weil aber eben Krieg war, so wollte er das Haus nicht neu bauen lassen, obwohl es bereits sehr alt und ziemlich baufällig ist. Er richtete sich bloß ein Zimmerchen ein, das er aber sehr gut zu verstecken wußte. „Denn, hat er gesagt, es möchten sonst, wenn ich hieher käme, schon Andere sich darin einquartirt haben.“ — Es ist in der That sehr viel, daß mein Herr Ihnen, wiewohl er es jetzt nicht nöthig hat, sein eigenes Zimmer überließ. Noch mehr wundert es mich, daß er, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, eine Stunde länger, als er im Sinne gehabt hatte, sich aufhielt. Er war eben auf dem Wege, eilig zur Armee abzureisen. Am meisten wundert es mich aber, daß er mich zu Ihrer Bedienung zurück ließ. Er ist ganz an mich gewöhnt und wird mich hart entbehren. Er befahl mir, als er heute Mittags so

lange russisch mit mir sprach, Sie ganz als meinen Herrn anzusehen, und Sie zu bedienen, als wäre er's selbst. Er gab mir mancherlei Aufträge, und sah dann selbst nach, ob Alles, was nur immer Ihnen dienlich seyn könnte, beihanden und in guter Ordnung sey; er schärfte mir sehr ein, mir ja nicht die geringste Versäumniß in Ihrer Bedienung zu Schulden kommen zu lassen. Er werde sich, sagte er, wenn er wieder komme, bei Ihnen nach Allem genau erkundigen. — Nun ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden seyn, und mir, wenn Herr von Koslow zurückkommt, ein gutes Zeugniß geben. Doch, noch habe ich einige Geschäfte zu besorgen.« Er ging. Als er nach einer guten Weile wieder zurückkam, bemerkte er, daß seine Gäste schläfrig wurden. „Aha,« sagte er, „Sie möchten sich gern zur Ruhe begeben? Sehr wohl; es ist alles bereit.«

Er nahm zwei silberne Leuchter von einem Nebentische, zündete die Wachskerzen an, und leuchtete, indem er in einer Hand sehr geschickt die beiden Leuchter hielt, dem Grafen die Leiter hinauf. Auf dem Ankleidetische im Alkoven lagen Hemde, Halstücher, Sacktücher und Strümpfe; über einen Sessel hing ein Schlafrock von dem feinsten Cottun und mit Flanell gefüttert. „Da ist frische Leinwand,« sagte Oskinsky, „und der Schlafrock hier ist noch ganz neu und noch kein einziges Mal ge-

braucht worden. Wenn Sie morgen im Schlafrocke bleiben wollen, so will ich, so gut das hier angeht, Ihre Uniform ausbessern lassen. Ihr Diener schläft, auf Befehl meines Herrn, sogleich hier in dem kleinen Nebenzimmer, wo ich sonst zu schlafen pflege. Sie dürfen mit dem silbernen Glöcklein hier auf dem Nachttischchen nur klingeln, wenn Sie ungefähr etwas nöthig hätten.« Er fragte noch, ob der Herr Rittmeister morgen zum Frühstücke Kaffee oder Schokolade befehle und wünschte ihm mit einer tiefen Verbeugung gute Nacht.

Am folgenden Morgen, sobald der Graf aufgestanden, und mit dem schönen Schlafrocke bekleidet, ein paarmal im Zimmer auf und abgegangen war, kam Oskinsky und brachte Kaffee. Die Kannen, Tasse und Zuckerdose waren vom feinsten Porzellan, und die silberne Zuckerzange und das Kaffeelöffelchen vergoldet. Oskinsky fragte noch, was der Herr Rittmeister sonst noch zu befehlen habe, Rauchtabak, Liqueur, Schinken, Butter, Honig, oder was es immer sey? Da der Graf für jetzt gar nichts weiter verlangte, empfahl sich Oskinsky sehr ehrerbietig.

Der Graf lebte hier sehr zufrieden; er und sein Georg dankten Gott, daß Er ihnen eine so angenehme Zufluchtsstätte bereitet hatte. Der Graf las sehr viel in den Büchern des Herrn von Koslow; es waren Andachtsbücher, Reisebeschreibungen, und

andere lehrreiche Werke in englischer, französischer und auch in deutscher Sprache. Es war auch dafür gesorgt, daß er wöchentlich einmal die Zeitung erhielt. Georg bekam, da er weder russisch noch französisch verstand, und mit den Leuten im Hause nicht reden konnte, und da sein Herr sehr viel las, auch Geschmack am Lesen.

Oefter gingen Beide auf die Jagd, und Oskinsky begleitete sie. Die Leute, die ihnen unterwegs begegneten, begrüßten den Grafen, als einen Freund des Herrn von Koslow, sehr freundlich. Die Kinder lächelten ihn an, die Männer zogen eilig die Mützen ab, und bückten sich tief, die Weiber verneigten sich. Herr von Koslow schrieb einige Male an den Grafen unter Oskinsky's Adresse, aber nur immer einige Zeilen. Er erkundigte sich nach dem Wohlbefinden des Herrn Rittmeisters, fragte, ob er mit der Bedienung zufrieden sey, und bat ihn, noch einige Zeit Geduld zu haben.

So verflossen Frühling und Sommer. Der Graf hatte freilich, besonders an Regentagen, an denen er nicht ausgehen konnte, Langeweile. Das beständige Lesen ermüdete ihn. Es schmerzte ihn, so unthätig hier sitzen zu müssen. Auch Georg klagte, daß ihm die Zeit sehr lange werde. „Viel lieber," sagte er, „möchte ich zu Hause meine Aecker pflügen." Allein der Graf sprach zu ihm: „Was hätten wir bisher Beide thun können? Wir Beide

haben erst hier nur zu gut gefühlt, wie sehr wir durch die Beschwerden des Krieges, durch Kälte und Hunger an unsern Kräften herabgekommen sind. Ich hätte bisher weder eine größere Reise unternehmen, noch auf's Neue in Kriegsdienste treten können. Haben wir also Geduld! Der gütige Gott, der bisher so liebreich für uns gesorgt hat, wird weiter sorgen.«

Die Stille und Ruhe in diesem abgeschiedenen Aufenthalte und die gute Verpflegung bekamen indeß dem Grafen sehr wohl. Sein Aussehen wurde wieder sehr gesund und blühend, und auch Georg ward vollkommen hergestellt.

8.

Herr von Koslow.

Eines Abends im Herbste kam ganz unvermuthet Herr von Koslow an. Mit einem Angesicht, das von Freude glänzte, trat er zu dem Grafen in das Zimmer, und sagte: „Ich komme, Ihnen Ihre Erlösung aus Ihrer langen Gefangenschaft anzukünden. Beide streitende Heere stehen nun auf deutschem Boden an der Elbe einander gegenüber. Ich überließ die Verpflegung unsers

Heeres den Deutschen. Ich hoffe, die feindliche Armee wird bald über den Rhein zurückgedrängt seyn. Ich stehe nun ganz zu Ihren Diensten, und bin bereit, Alles zu thun, um Sie wieder in Ihr Vaterland zu befördern. Hören Sie einmal einen Vorschlag! Reisen Sie mit mir nach Petersburg. Von da können Sie zu Wasser leicht bis Hamburg, und dann von dort aus zu Land ungehindert in Ihre Heimath reisen. Auch möchte ich Ihnen gern meine Frau und meine Kinder vorstellen. — Und dann kann ich Sie doch auch nicht wie einen irrenden Ritter ziehen lassen. Sie haben auf dem unglücklichen Feldzuge Ihr ganzes Gepäck verloren. Ich sehe es als meine Pflicht an, Sie mit Reisekleidern, die Ihrem Stande geziemen, mit einem wohlausgestatteten Koffer und mit Kutsche und Pferden zu versehen. Das geht aber dahier nicht an; das läßt sich am besten in Petersburg machen. Es ist mir leid, daß ich Sie nur in dem unscheinbaren Fuhrwerke, in dem ich hieher kam, nach Petersburg führen kann; aber hier zu Lande kommt man auf den schlechten Wegen mit einem bessern, größern Reisewagen nicht fort.«

„Edelster, gütigster Mann!« rief der Graf; „Ihre außerordentliche Menschenfreundlichkeit übersteigt alles Maaß. Ich kann mir gar nicht vorstellen, womit ich sie verdiene. Ihre wahrhaft übermäßige Güte ist mir unbegreiflich.«

„Ei was," sagte Herr von Koslow, „ich finde da nichts von außerordentlicher Menschenfreundlichkeit, von übermäßiger Güte. Es ist," sprach er mit großem Nachdrucke und mit Thränen in den Augen, „bloß meine Schuldigkeit, bloß Dankbarkeit."

„Ich begreife Sie nicht," sagte der Graf; „ich kann mich nicht entsinnen, Ihnen je die geringste Gefälligkeit erwiesen, ja Sie nur einmal gesehen oder von Ihnen gehört zu haben."

„Nicht?" rief Herr von Koslow. „Nun, so setzen Sie sich einmal hieher zu mir auf das Kanapee und hören Sie. Mein ganzes Vermögen, das wahrlich nicht geringe ist, habe ich Ihnen zu danken; Ihnen danke ich all mein Glück."

Der Graf sah ihn verwundert und erstaunt an, und schüttelte den Kopf.

„Haben Sie nicht einmal," sagte Herr von Koslow, „einem armen Bettelknaben hundert Gulden geschenkt?"

„Ich erinnere mich nicht," sagte der Graf, „daß ich je einem armen Knaben so viel Almosen gegeben habe."

„Nun," sagte Koslow, „vielleicht erinnern Sie sich aber doch noch einer Nachtigall, die an dem Geburtsfest ihrer gnädigen Frau Mutter in Ihrem Parke so schön gesungen, und die ein armer Hirtenknabe sammt dem Neste dahin versetzt hat?"

„Ach ja,“ sagte der Graf, „dieses Knabens erinnere ich mich noch recht gut; er war ein armer, aber sehr liebenswürdiger, hoffnungsvoller Knabe und hieß Michael Schnell. Er ging als Wagnergesell in die Fremde.“

„Dieser Hirtenknabe, von den Bauern Ziegenmichel genannt, war ich,“ sagte Herr von Koslow; „nunmehr aber bin ich Fabrik-Besitzer, Kaufmann, Wechsler und russisch kaiserlicher Finanzrath in Petersburg. Da ich mir einen Edelsitz, Namens Koslow gekauft habe, so nennt man mich von der Zeit an von Koslow; ich bin jener Hirtenknabe, jener Wagnersgesell.“

„Sie!“ rief der Graf voll des höchsten Erstaunens, und die Thränen drangen ihm in die Augen. Er sprang auf und umarmte seinen Wohlthäter. „O warum haben Sie mir das nicht sogleich gesagt?“ sprach er.

„Das war damals nicht wohl thunlich,“ sagte Koslow. „Es hätte weitläufige Erörterungen nothwendig gemacht — dazu war ich damals von Geschäften zu gedrängt, um lange zu erzählen, und auch Sie waren von Ihrer Reise zu angegriffen und erschöpft, als daß Sie mir lange hätten zuhören können. Ich sparte es daher auf eine ruhigere Stunde, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Ich sah wohl, daß Sie mich nicht mehr kannten, allein auch ich hätte Sie nicht wieder erkannt,

wenn Sie dort, in den Schnee hingesunken, nicht den Namen Sternfeld genannt, und Ihrem Diener Grüße an Ihre gnädige Frau Mutter und Ihre zwei Fräulein Schwestern aufgegeben hätten. Nun, Gott sey gelobt, daß Er uns hier im fremden Lande wieder zusammengeführt, und mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht undankbar bin. Ich kann gar nicht aussprechen, wie sehr es mich freue, in Ihnen meinen Wohlthäter wieder zu erkennen, und Ihnen einige Dienste zu erweisen.«

Herr von Koslow erzählte nun seine Geschichte ausführlich. Sie war kurz diese: Er war als Wagnergesell nach Wien, Dresden, Berlin, Hamburg und London gekommen. Er suchte überall die besten Meister auf; es war ihm nicht so fast darum zu thun, vielen Lohn zu erhalten, als Vieles zu lernen, und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Er besuchte auch Schmiede, Schlosser und Sattler und andere Handwerker, durch deren vereinte Arbeiten ein schöner Wagen zu Stande kommen kann. In London hörte er, daß man hier viele prächtige Staatswagen für Petersburg verfertige. Er reiste daher mit einem der trefflichsten Sattlergesellen und einem eben so geschickten Eisenarbeiter nach Rußland. Er nahm in Petersburg bei einem der besten Meister Arbeit und verwendete, wiewohl sein Meister auch deutsch sprach,

alle seine freien Stunden darauf, die russische Sprache zu erlernen, und bemühte sich, zur Uebung immer russisch zu sprechen. Er erbot sich, mit seinen zwei Freunden einen Staatswagen herzustellen, der so gut wäre, als einer aus London. Es geschah. Der Wagen fand allgemeinen Beifall. Sein Meister bekam viele Bestellungen, machte den neuen Gesellen mit sehr großem Lohne zum Obergesellen, und kam bald darauf mit ihm überein, den ganzen Gewinn mit ihm zu theilen. Der junge Mann gelangte in kurzer Zeit zu einem so großen Vermögen, daß er im Stande war, die ganze Werkstätte des Meisters, der bereits alt war, keine Kinder hatte, und sich in Ruhe setzen wollte, käuflich zu übernehmen. Die Werkstätte wurde in der Folge eine große Fabrik, mit einem bedeutenden Magazin von Kutschen und Schlitten aller Art. Er heirathete die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes, der, so wie dessen Frau, in Deutschland geboren war. Er hatte nun nicht mehr nöthig, in seiner großen Fabrik selbst Hand anzulegen. Er brauchte bloß die Aufsicht über die Arbeiter zu führen, wobei es ihm sehr wohl kam, daß er alle, auch die kleinsten Arbeiten ehemals selbst verrichtet hatte, und also jede Arbeit sehr richtig beurtheilen konnte. Er führte, was ihm bei seinen Einsichten und seiner Thätigkeit ein Leichtes war, nun auch die Handels- und Wechselgeschäfte seines Schwie-

gervaters, bis er nach dessen Tod ganz in Besitz dieses großen Handelshauses kam, dessen Vermögensstand mehr als eine Million betrug. Als der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, übernahm er große Lieferungen zur Armee. Man war mit seiner Pünktlichkeit eben so zufrieden, als mit seiner Ehrlichkeit. Er erhielt den Titel eines kaiserlich russischen Finanzrathes, wurde geadelt, und nach dem Namen seines Edelsitzes, von Koslow genannt.

Der Graf hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und sagte am Ende: „Gott hat Ihnen ganz ausgezeichnete Talente verliehen. Schon damals, da Sie noch als ein armer Knabe die Ziegen hüteten, zeigte sich der künftige, große Geschäftsmann in Ihnen. Als uns das kleine Reiseunglück begegnete, und Sie uns so schnell zu Hülfe eilten, über alles Auskunft ertheilten, den besten Rath gaben, selbst Hand anlegten, und auch den Wunsch meiner Mutter eine Nachtigall in ihrem Schloßgarten zu haben, so geschickt zu erfüllen wußten, wurden wir allerdings aufmerksam auf Sie; aber die großen Anlagen zu so großen Unternehmungen hätten wir damals in Ihnen doch nicht geahnet. Es wäre sehr gut, wenn Eltern und Erzieher immer genau zu erforschen suchten, wozu ein Kind Anlage und Beruf habe. Nun, Sie haben die Talente, die Ihnen Gott verliehen hat, getreu=

lich benützt. Sie ließen es, wie ich aus Ihrer Geschichte ersehe, in Ihrem ganzen folgenden Leben nicht an ununterbrochener Aufmerksamkeit, unermüdetem Fleiße, unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und wohlgeordnetem, sittlichem Betragen fehlen. Sie begannen und endeten alle Ihre Geschäfte mit Gott; und Gott, auf den Sie vertrauten, hat Ihre Bemühungen gesegnet.«

„Das hat Er," sagte Herr von Koslow, »Ihm sey Lob und Dank! Allein das große Vermögen, zu dem er mir verhalf, freut mich beinahe mehr um fremder armer Kinder, als um meiner eigenen Kinder willen. Eingedenk, wie arm und hülflos ich gewesen, griff ich schon manchen armen Knaben unter die Arme, daß er mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Meister und ein glücklicher Familienvater wurde. — Arme Kinder, die sich mit großem Fleiße und vieler Anstrengung durch die Welt schlagen müssen, gerathen immer am besten. Reiche Kinder, die von Kindheit an Alles im Ueberflusse haben, schlagen gar oft aus der Art, werden träg und untüchtig zu Geschäften, und gerathen wohl gar in Noth und Armuth. Ich habe schon öfters erlebt, daß große Handlungshäuser reicher Eltern durch Fahrlässigkeit und Verschwendung der Kinder nicht auf die Enkel gekommen sind. Eben so oft erlebte ich, daß Kinder armer Eltern durch Fleiß und Geschicklichkeit sich empor schwangen, großar-

tige Geschäfte machten und zu Ansehen und Reichthum gelangten. Doch Ehre und Geld sind eitel und vergänglich; sie zum Besten seiner Mitmenschen verwenden, bringt ewigen Ruhm vor Gott.“

Herr von Koslow schwieg eine Weile, ward sehr gerührt und sagte dann mit Thränen in den Augen: „Nur Eines hätte ich noch gewünscht! Ach möchte doch mein lieber, guter Vater noch erlebt haben, daß die gute Erziehung, die er mir gegeben, nicht ohne gute Früchte geblieben! Er war ein armer, aber ein sehr gottesfürchtiger Mann. Er flößte mir mit eben so großem Ernste als väterlicher Milde wahre Frömmigkeit und heilige Ehrfurcht vor Gott und Gottes heiligen Geboten ein. „Dies ist der Grund von allem Guten, sagte er oft; ohne dies ist kein Heil.“ Er schickte mich sehr fleißig in die Schule, so nöthig ihm auch oft meine Beihülfe bei seiner Arbeit gewesen wäre. „Ich kann dir kein Geld hinterlassen,“ sagte er oft; „was du jetzt lernest, und mein Segen ist dein einziges Erbtheil, dein ganzer Reichthum.“ Er hatte Recht. Seine Ermahnungen, sein Beispiel, sein Segen, nützten mir mehr, als Tonnen Goldes. — Ich konnte ihm seine Liebe und Treue nicht mehr vergelten. Ich schickte ihm zwar einmal von London, und einige Male von Petersburg aus Geld. Allein was ist das? — Als ich einmal von Petersburg aus in Geschäften nach Frank-

furt kam, wollte ich zu ihm reisen, — da erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Nun, Gott wird ihm im Himmel vergelten, was der gute Mann auf Erden an mir gethan hat.« Er schwieg und trocknete sich die Augen.

9.

Die Familie des Herrn von Koslow.

Am andern Morgen reiste Herr von Koslow mit dem Grafen nach Petersburg ab. So unansehnlich ihr russisches Fuhrwerk war, so bequem und dauerhaft war es, und hatte auch für Oskinsky und Georg Raum genug. Sie hatten eine überaus glückliche, vergnügte Reise. Im Anblicke mancher schönen Gegenden und unter vertraulichen Gesprächen waren sie, ehe der Graf es dachte, in Petersburg.

Das Haus des Herrn von Koslow glich einem Pallaste. Er führte den Grafen, als seinen größten Wohlthäter auf Erden, seiner Frau und seinen Kindern vor. Die Kinder wollten es nicht sogleich glauben, daß der Vater diesem Manne in der abgetragenen, geflickten Uniform all sein Glück zu verdanken habe; auch die Mutter war anfangs et=

was befremdet. Als aber der Vater den Namen „Graf August von Sternfeld“ aussprach, ward ihr Angesicht von der lebhaftesten Freude wie verklärt: „Ach, Sie sind es, Herr Graf!“ rief sie mit Thränen in den Augen. Sie fand nicht Worte genug, ihm ihre Verehrung, ihren Dank auszudrücken. Herr von Koslow erzählte, wie der Graf den Krieg gegen Rußland immer für ungerecht und abentheuerlich gehalten, denselben aber wider Willen mitmachen mußte, und wie viel er in diesem furchtbaren Feldzuge ausgestanden. Die Frau von Koslow hörte mit der innigsten Theilnahme zu, und die Kinder blickten den Grafen beständig mit nassen Augen an.

Die Kinder wurden sehr zutraulich gegen ihn. Die Geschichte mit der Nachtigall war allen bekannt. Ein Knabe erkundigte sich, ob jene Nachtigall noch lebe; ein kleines Mädchen fragte, ob er nicht ein Nest voll junger Nachtigällchen mitgebracht habe; das kleinste sagte: „Sie müssen uns ein solches Nest voll junger Nachtigallen schicken.“ Die größern Kinder lachten, und der älteste Knabe sagte: „Das wäre freilich schön, wenn es möglich wäre. Wir hätten schon lange gern eine Nachtigall gesehen und gehört! In unserm Land aber sind diese lieblichen Singvögel selten.“

Herr von Koslow ließ nun aus dem ersten Kaufladen von den feinsten Tüchern bringen,

und den trefflichsten Kleidermacher, nebst Bordenwirker und Goldsticker rufen, um den Herrn Grafen seinem Range als Rittmeister gemäß neu zu kleiden. „Sie haben," sagte Herr von Koslow, „mich ja auch zweimal neu kleiden lassen." Die Frau von Koslow machte sich eine große Angelegenheit daraus, den geplünderten Grafen mit Leinenzeug im Ueberflusse zu versehen. Auch sie sagte: „Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwestern haben ehemals meinen Mann als einen armen Knaben und Jüngling eben so ausgestattet."

Als der Graf ganz neu gekleidet in seiner prächtigen Uniform da stand, heftete Herr von Koslow ihm das geraubte Ehrenkreuz an die Brust. „Sehen Sie," sagte er lächelnd, „wie weit ich es durch Ihre Güte gebracht habe! Sogar einen Orden kann ich Ihnen, wenn auch nicht verleihen, doch wenigstens wieder ersetzen." Der Graf wunderte sich, woher Herr von Koslow dieses Ehrenzeichen genommen habe. Herr von Koslow sagte: „Die Kosaken haben eine Menge Kreuze der französischen Ehrenlegion und auch einige Ordenszeichen deutscher Offiziere erbeutet, und an ihre schmutzigen Mützen genäht. Ich habe viele davon gekauft und glücklicher Weise fand sich darunter auch das Zeichen des Ordens, den Sie zur ehrenvollen Auszeichnung erhalten hatten. — Das Ehrenzeichen an der Brust kann uns wohl geraubt werden; al-

lein das wahre Ehrgefühl im Herzen — das Gefühl für Alles, was heilig und gut ist, für Religion und Tugend, kann uns keine räuberische Hand entreißen.“

Auch Georg wurde neu montirt, und ein Felleisen, das Herr von Koslow ihm schenkte, von der Frau von Koslow mit ganz neuer Wäsche und verschiedenen nöthigen Kleidungsstücken vollgestopft.

Der Graf mußte länger in Petersburg verweilen, als er gedacht hatte. Der Krieg in Deutschland machte das Reisen dahin noch nicht rathsam. Denn erst Mitte Oktobers verloren die Franzosen die furchtbare Hauptschlacht bei Leipzig, und gingen zurück über den Rhein. Allein viele Städte in Norddeutschland, Hamburg, Danzig und andere Städte, blieben noch lange von ihnen besetzt. Es wurde für den Grafen zu spät im Winter, noch eine so große Reise anzutreten; sie wurde also auf die ersten Tage des Frühlings verschoben.

Herr von Koslow führte den Grafen vor dem Tage der Abreise in sein großes Kutschenmagazin, und schenkte ihm den schönsten Reisewagen. „Sehen Sie,“ sagte er lächelnd: „Alles in der Welt, was Gott geschehen läßt, ist irgend wozu gut; was wir jedoch oft erst nach vielen Jahren einsehen. Das zerbrochene Wagenrad bringt Ihnen nun eine neue Kutsche ein. — Die Pferde dazu sind schon bestellt; in Hamburg werden Sie die-

selben finden. Die Adresse an den Kaufmann liegt schon bereit.“

Am Tage der Abreise gab Herr von Koslow dem Grafen noch eine Börse voll Gold. „Ich habe das Geld freilich zur Reise nothwendig,“ sagte der Graf, „aber sobald ich nach Hause komme, soll mein erstes Geschäft seyn, Ihnen einen Wechsel auf diese Summe zu übersenden.“

„Nicht doch,“ sagte Herr von Koslow, „unterstützen Sie mit dem Gelde die Armen, besonders dürftige Kinder, die etwas in der Welt lernen wollen, und dazu Fähigkeit genug, aber nicht Geld genug haben. Was wir den Armen geben ist ein Wechsel — gültig und zahlbar in jener Welt.“

Die ganze Familie begleitete den Grafen bis zum Schiffe. Herr von Koslow umarmte den Grafen noch innig, Frau von Koslow trocknete sich die Augen und die Kinder küßten ihm die Hände. Noch lange, nachdem er eingestiegen war, und das Schiff das Ufer verlassen hatte, winkten Herr von Koslow mit seinem Hute und die Frau mit ihrem weißen Tuche, und die Kinder warfen Hüte und weiße Tücher in die Höhe, bis das Schiff aus ihren Augen verschwand.

10.

Des Grafen Mutter und Schwestern.

Der Graf hatte eine sehr glückliche Reise. Als er sich seiner Grafschaft näherte, vernahm er, daß man, überall in der ganzen Gegend, ihn für todt halte. Es schien ihm nothwendig, seiner Mutter und seinen Schwestern die Freudennachricht: „Er lebe noch!“ vorerst mit erforderlicher Vorsicht beibringen zu lassen. Er begab sich daher noch am späten Abende zu einem Jugendfreunde, dem Herrn von Horst, dessen Schloß nahe an der Straße lag, und etwa zwei Meilen von Sternfeld entfernt war. Herr von Horst hatte eine unbeschreibliche Freude, seinen Freund, den auch er als todt betrauert hatte, lebend vor sich zu sehen. Beide verabredeteten nun, die Frau von Horst und ihre Schwester sollen sogleich am nächsten Morgen nach Sternfeld fahren, und die Gräfin und ihre Töchter, bei denen sie öfter Besuche machten, auf die Ankunft des Grafen vorbereiten. Gegen Abend reisten der Graf und Herr von Horst auch dahin. Die Nachricht: „Der Graf lebe und werde noch heute Abends ankommen,“ hatte sich, so zu sagen augenblicklich, in der Grafschaft und in der ganzen Gegend verbreitet. Als Graf August und Herr von Horst sich dem Schlosse näherten, war bereits eine Ehren=

pforte von grünen Zweigen errichtet und mit Blumen von allen Farben geziert. Eine Menge Landvolk begrüßte ihn mit lautem Jubel und mit Freudenthränen. Unter dem Schloßthore standen die Gräfin und ihre Töchter und beinahe der ganze Adel der Umgegend. Die Mutter schloß ihren Sohn mit stummem Entzücken in die Arme, und auch die Schwestern umarmten den geliebten, so lange todt geglaubten Bruder mit unaussprechlicher Freude. Kein Auge blieb trocken!

Auch Georg wurde von dem Landvolke mit lauter Freude begrüßt. „Je, seht nur," riefen zuerst einige Bauernbursche, die mit ihm aufgewachsen waren, „Risch ist auch wieder da! Gottlob, daß du noch lebst und Gott sey Dank!" Alles Volk umringte ihn und drang voll Freude auf ihn ein. „Nu, nu," sagte Georg, „erdrückt und zerreißt mich nur nicht." Er drückte und schüttelte in der Reihe umher jedem die Hand. „Wie bist du denn dem Erfrieren und Verhungern entkommen?" fragten Alle. Georg erzählte ausführlich, wie er und sein Herr durch einen reichen Edelmann, der einst hier in der Gegend die Ziegen gehütet, vom Hungertode errettet worden. Diejenigen, die den Michael Schnell noch gekannt hatten, riefen erstaunt: „Was, der Ziegenmichel ist ein so großer Herr geworden? Man sehe doch, wie weit es ein Mensch bringen kann, dem Gott Verstand gegeben, und der ihn

gut anwendet!“ Georgs Eltern drängten sich jetzt durch die Menge des Volkes. Er hatte, sobald er auf dem Schlosse des Herrn von Horst angekommen war, einen vertrauten Mann als Boten an sie abgeschickt, auch sie auf die Ankunft ihres Sohnes vorzubereiten. Vater und Mutter schlossen ihn wechselweise in ihre Arme und führten ihn in ihrer Mitte und an ihren Armen freudeweinend nach Hause.

Indessen hatten der Graf, seine Mutter, seine Schwestern, der anwesende Adel, auch viele Beamte und Geistliche, sich in den großen Saal begeben. Mit großer Lebhaftigkeit schilderte der Graf seine überstandenen Mühseligkeiten, und erzählte ausführlich und mit inniger Rührung, wie Gott ihn durch einen edlen, menschenfreundlichen Mann, den Herrn von Koslow, eben noch zu rechter Zeit vor dem nahen Tod errettete. Alle hörten ihm mit der größten Theilnahme zu, alle dankten Gott für diese augenscheinliche Rettung, alle wunderten sich, daß jener arme Hirtenknabe es in der Welt so weit gebracht, noch mehr aber erstaunten sie, daß er in seinem Glücke ein so wahrhaft dankbares Gemüth für empfangene Wohlthaten und eine in der That bewunderungswürdige Denkart an den Tag gelegt habe.

„Ja, ja,“ sagte Herr von Horst, „das ist allerdings ein ganz außerordentliches Beispiel von Dankbarkeit. Solche dankbare Leute wird man aber in der Welt wenige finden.“

„Das soll uns nicht abhalten, wohlthätig zu seyn!“ sagte die Gräfin; „wir haben alsdann den Dank in der andern Welt zu gut.“

Die Frau von Horst sagte: „So außerordentlich diese Dankbarkeit ist — eben so selten, so weise und gütig war die Wohlthätigkeit des Herrn Grafen, seiner Frau Mutter und Fräulein Schwestern, und brachte ihnen daher so herrliche Früchte!“

Die Gräfin sagte: „Was wir gethan haben, ist wenig. Wir wollen aber gegen die Armen künftig so wohlthätig seyn, als es nur immer in unsern Kräften steht. Wer reichlich aussäet, wird immer, entweder hier oder dort, auch reichlich ärndten!“

Nachdem die zahlreiche Gesellschaft sich entfernt hatte, sagte Graf August: „Nun wollen wir noch ein wenig in den Garten und in unser Wäldchen gehen. Sie, liebste Mutter, sind es ja so gewöhnt, nachdem Sie größere Gesellschaft gehabt, noch eine oder die andere Stunde, in dem kleinen Kreise der Ihrigen stillern Freuden zu widmen. Nun können wir erst recht herzlich und vertraulich mit einander reden. Ich sehnte mich in jenen furchtbaren Schneewüsten recht herzlich nach Ihnen und meinen lieben Schwestern, und wohl auch nach den lieblichen grünen Schatten unsers Wäldchens zurück.“

Sie gingen in den Garten, und durchwandelten in vertraulichen Gesprächen die reinlich bekiesten

Wege des daranstoßenden Wäldchens. Die Sonne ging bereits unter, und Blätter und Blüthen waren von ihrem goldenen Schimmer geröthet. Alles war stille und ruhig, nur leise Lüfte wehten — und eine Nachtigall fing an zu schlagen.

Die Gräfin faltete die Hände und sprach: „O mein Sohn! Was ist Alles geschehen, von der Stunde an, da wir dort im Walde jene Nachtigall schlagen hörten, bis zu dieser Stunde, da wir nach langer Trennung wieder vereinigt, diesen Schlag der Nachtigall hören! Wie hätte ich damals denken können, daß Gott damals schon durch den Gesang jenes Vogels deine Errettung von einem schauerlichen Tode vorbereite! So waltet die göttliche Vorsehung in menschlichen Angelegenheiten. Anbetung, Lob, Preis und Dank sey dem guten, liebevollen Vater im Himmel, der alle Vögel unter dem weiten Himmel ernährt, aber seine Kinder, die Menschen, noch unendlich mehr liebt, und voll Weisheit und Güte Alles, was geschieht, ihnen zum Besten leitet. Ja, an seine Güte und Freundlichkeit erinnere uns der Gesang jedes Vogels, jede schlagende Nachtigall!“

Der Wasserkrug.

1.

Herr Adelbert Frank.

Herr Adelbert Frank war ein sehr vortrefflicher Mann. Er gehörte unter die redlichsten, die rechtschaffensten, die würdigsten Bürger der Stadt. Er war in seinen Geschäften die Ordnung, die Pünktlichkeit selbst. Jedoch behaupteten Viele, er habe in allem seinem Thun und Lassen etwas Besonderes. Er kleidete sich noch ganz so, wie es vor fünfzig Jahren gebräuchlich gewesen. An festlichen Tagen erschien er gewöhnlich in einer runden Perücke ohne Puder, mit einer Halsbinde von der feinsten Leinwand, und in einem zimmetbraunen Rocke nach altem Schnitte und mit Knöpfen, die mit Goldfaden übersponnen waren. Auch in seinem Hause herrschte noch ganz die altväterliche Sitte. Die Einrichtung der Zimmer, die Tapeten, die Rahmen der Spiegel und Gemälde, die Tische, Sessel und Kästen waren prächtig, aber noch ganz nach alterthümlicher Art. Sein Schreibschrank von Nußbaumholz mit den vielen Schubladen und Schublädchen war noch der nämliche, an dem der Ur-

großvater gearbeitet hatte, und er saß noch in dem schwerfälligen Lehnsessel des Großvaters.

Die Hausordnung war eben so den alten Sitten gemäß. Man stand sehr früh auf und ging früh zu Bette. Im hohen Sommer wurde Abends in der Wohnstube kein Licht mehr angezündet. Nur auf dem Hausgange brannte zu Nacht eine Lampe. Obwohl Herr Frank der reichste Kaufherr der Stadt war, so ließ er sich doch die Mühe nicht verdrießen, Trümmchen von Bindfaden und kleine Papierschnitzchen mit eigener Hand in der Schreibstube aufzulesen, indem sie, wie er sagte, noch immer könnten benützt werden. Die Handlungsdiener brauchten ihm immer zu viel Siegellack, denn er behauptete, diese Verschwendung verursache das Jahr hindurch nicht nur eine unnöthige größere Ausgabe für diesen Artikel, sondern die Briefe nach fernen Handelsstädten müßten wegen des dicken, schweren Siegels auf der Post auch theurer bezahlt werden. Auch konnte er sehr böse werden, wann der Hausknecht die Lampe auf dem Gange manchmal, als es bereits schon heller Morgen war, noch nicht ausgelöscht hatte. Man hielt ihn deßhalb für zu sparsam, zu karg. Ja Manche, die ihn um Unterstützung gebeten, und die er sehr nachdrücklich zu Fleiß und Sparsamkeit ermahnt und abgewiesen hatte, nannten ihn geradezu einen Geizhals. Indeß wurden Andere, die ihn nicht

einmal darum gebeten hatten, von ihm so reichlich unterstützt, daß sie über seine Großmuth erstaunten und dieselbe nicht genug rühmen konnten.

Jetzt kam sein Sohn, Herr Friedrich Frank, ein schöner, blühender, junger Mann, aus England zurück, wo er einige Zeit zugebracht hatte. Dieser kleidete sich sehr zierlich nach dem neuesten Geschmack. Die Leute sagten, der alte und der junge Herr werden wohl schwerlich gut mit einander auskommen. Allein sieh da! der alte Vater hatte gegen die Kleidung des Sohnes und dessen ganzes Betragen nichts einzuwenden, und war damit vollkommen zufrieden. Die reichsten Kaufleute der Stadt würden sich glücklich geschätzt haben, den jungen Herrn Frank, den einzigen Erben des ersten Hauses der Stadt, Schwiegersohn zu nennen. Wirklich sagte man auch allgemein, der einzige Sohn des Herrn Frank und die einzige Tochter des reichen Herrn Sachse würden zuverlässig ein Paar werden. Da die Väter von jeher im gutem Vernehmen gestanden, Herr Sachse nach Herrn Frank der reichste Mann und die Tochter ein sehr schönes Frauenzimmer von der feinsten Lebensart war, so zweifelte kein Mensch daran. Der Sohn schien auch, sie vor andern Töchtern der Stadt auszuzeichnen, und sein Vater einer Verbindung nicht abgeneigt zu seyn. Allein auf einmal hörte das gute Vernehmen der beiden Häuser auf, und

es war keine Rede mehr von einer Heirath. „Was mag wohl Schuld daran seyn?“ fragten sich die Leute. Und die Antwort war immer: „Lediglich die Seltsamkeit des wunderlichen alten Herrn Frank.“

Der junge Herr Frank wandte seine Neigung einem Mädchen zu, die — was auch ihre Feindinnen gestehen mußten — sehr schön und sehr tugendhaft war, aber kaum hundert Gulden im Vermögen hatte. „Daraus wird nichts!“ sagten die Leute; „eine solche Mißheirath gibt der alte Herr ewig nicht zu.“ Die Stadt blieb ungläubig, bis Herr Friedrich Frank und Jungfer Wilhelmine Grünheim als Brautleute öffentlich von der Kanzel verkündet wurden. Ein ziemlich lautes Gemurmel, das kaum enden wollte, zeigte von dem Erstaunen der Stadt.

Der alte Herr sah selten zahlreiche Gäste bei sich, und erschien nie bei einem öffentlichen Gastmahle. Lärmende Gesellschaften und rauschende Lustbarkeiten, die bis spät in die Nacht währten, waren ihm in der Seele zuwider. „Da wird es eine stille Hochzeit geben!“ sagte man. Und sieh! Herr Frank lud alle angesehene Bürger, mit denen er in irgend einer Verbindung stand, zum Hochzeitmahle ein. Sie sagten freudig, wiewohl nicht ohne einige Verwunderung zu. Nur Herr Sachse und seine Frau und seine Jungfer Tochter hatten sich einige Tage zuvor auf das Land begeben.

„Das wird ein Hochzeitschmaus alten Styls werden," sagten die Eingeladenen zu einander. „Wir werden uns in dem alten Saale mit den altfränkischen Verzierungen um ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit zurück versetzt sehen." Allein sieh da! — zum Erstaunen Aller, die hereintraten, war der alte, vergangene Saal, in dem seit vielen Jahren kein Fest mehr gefeiert worden, herrlich ausgemalt und verziert. Nichts bei der Mahlzeit gehörte dem vorigen Jahrhunderte an, als der Wein in den krystallhellen, einfach geschliffenen Gläsern. Auf dem blendend weißen Tafeltuche, dem schönsten Produkte der niederländischen Webekunst, erblickte man das feinste englische Steingut, und das silberne Tafelgeräth war glänzend neu und von der neuesten Form, die dem alten Herrn, weil sie so einfach war, ganz besonders gefiel.

Der alte Herr war an diesem Tage die Fröhlichkeit selbst. Seine ältesten Freunde erinnerten sich kaum, ihn in seinen Jugendjahren so durchaus heiter und so seelenfroh gesehen zu haben.

Einige der Gäste flüsterten sich jedoch in die Ohren: „Aus dem alten Manne wird doch kein Mensch klug. Das Glück, das sein Sohn da macht, ist doch einmal nicht so groß, daß man so viel Aufhebens davon mache. Die Braut hat ja kein Geld; sogar das prächtige Brautkleid und die kostbaren Perlen in ihren Haaren hat ihr der alte

Herr verehrt. Der wunderliche Alte handelt doch immer anders, als wir erwarten.“

Die Mahlzeit währte bis an den späten Abend. Der krystallene Kronleuchter über der Tafel wurde angezündet, und im Glanze seiner vielen Wachslichter schimmerte das Silbergeräth auf der Tafel, daß einem die Augen flimmerten. Der Nachtisch, Torten, Konfekt und Obst wurden aufgetragen. Zwei Aufwärter brachten auf zierlichen Kredenz-Tellern die grünlichen Rheinweingläser. Aber was geschieht? — Da geht der alte Herr hinaus, kommt mit einem ungeheuer großen, dunkelgrünen — irdenen Kruge wieder herein, und setzt ihn in eigener Person mitten auf die Tafel, gerade unter den hellschimmernden Kronleuchter. Alles riß die Augen auf. Der Krug war zwar sehr zierlich mit frischen Blumen umkränzt; allein er machte dennoch zwischen all der Pracht um ihn her eine sonderbare Figur. „Dacht' ichs doch, es werde noch etwas Seltsames zum Vorschein kommen!“ sagte ein dicker Herr zu unterst an der Tafel, der sich den Wein schon recht wohl hatte schmecken lassen, ziemlich laut. Die Gäste bemühten sich vergebens, ein spöttisches Lächeln ganz zurück zu halten.

„Lächeln sie immerhin, meine Herrn und Frauen,“ sagte Herr Frank. „Ich tadle Sie deßhalb nicht; Sie haben Recht. Der irdene Krug auf der festlichen Tafel scheint ein Räthsel. Er

ist, wie Sie sehen, nur ein gemeiner, irdener Wasserkrug. Allein er ist voll des herrlichsten Rheinweins, ächten Hochheimers vom Jahre sechs und sechzig; und dieser Wein soll heute das schönste Familienfest, das ich alter Mann erlebt habe, zu guter Letze noch verherrlichen. So schätzbar indeß dieser edle Wein ist, so ist es mir, in einer gewissen Hinsicht, dieser Krug doch noch viel mehr. Denn eben dieser Krug da gab die Veranlassung zu dem heutigen Feste; ja ohne diesen unansehnlichen Wasserkrug wäre die heutige Hochzeit nicht zu Stande gekommen. Deßhalb ließ ich ihn mit dem besten Weine füllen, den ich im Keller habe, und der Krug soll nun als die Krone der Mahlzeit auf der Tafel stehen.“

2.

Die junge Wasserträgerin.

Alle Gäste wurden sehr neugierig und baten den alten Herrn dringend, ihnen die Geschichte des Kruges zum Besten zu geben. Herr Frank erzählte: „Im letzten Herbst ging ich eines Abends von meinem Garten außer der Stadt in der Dämmerung nach Hause. Ich hatte von den Bäumen,

die ich beinahe alle selbst gezogen habe, die letzten Früchte abnehmen lassen. In der Freude meines Herzens hatte ich mich verspätet, und nicht auf die schwarzen Regenwolken geachtet, die am Himmel heraufzogen. Als ich mich dem Stadtthore näherte, fing es an ziemlich stark zu regnen, und es wehte ein kalter Wind. In meinen Mantel gehüllt kam ich in der engen Gasse der Vorstadt an dem Röhrbrunnen vorbei, auf dem der steinerne Löwe sitzt und seinen Rachen so weit aufsperrt, als wollte er alle Mägde, die da Wasser holen, verschlingen. Diesmal erblickte ich aber Niemand bei dem Brunnen als ein artiges, junges Frauenzimmer von etwa sechzehn Jahren, das sehr nett und zierlich gekleidet war, das ich aber — sagte Herr Frank lächelnd und mit einem freundlichen Blick auf die erröthende Braut — nicht nennen will, um ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Der ungeheuer große irdene Krug, der jetzt hochzeitlich geschmückt auf der Tafel steht, stand damals unter der Brunnenröhre, die ohnerachtet des prächtigen Löwens, der den Brunnen ziert, sehr sparsam fließt. Die zarte Wasserträgerin, schön und blühend wie die Unschuld, und lieblich und hold wie die Demuth, wartete mit großer Geduld bis der Krug gefüllt war. Sie hatte wegen des Regens ihr Haupt mit einem weißen Tuche umhüllt, und zitterte vor Frost und Nässe. Das gute Kind mit

dem Engelsgesichtchen so stehen zu sehen, erregte mein innigstes Mitleid.

„Guten Abend, mein liebes Kind!“ sagte ich freundlich zu ihr. „Sie haben das Wasser wohl auch nicht von jeher selbst am Brunnen geholt?“

Sie erröthete ein klein wenig, schwieg, und machte nur eine kleine Bewegung mit dem Kopfe, mir Recht zu geben.

„Der Krug, mein gutes Kind, ist ja für Sie zu groß und zu schwer!“ fuhr ich fort.

„Er ist freilich etwas schwer,“ sagte sie mit einem angenehmen Lächeln.

„Vielleicht ist die Noth Ursache daran, daß Sie das Wasser selbst holen?“ sagte ich weiter.

„Ach, allerdings ist die Noth daran Ursache!“ sagte sie mit einem leisen Seufzer.

„Sagen Sie einmal,“ sprach ich gerührt, „was kann ich für Sie thun?“

„Ich weiß jetzt eben nichts,“ sagte sie freundlich, „als daß Sie — wenn Sie je so gütig seyn wollen — mir den Wasserkrug auf den Kopf nehmen helfen.“

Ich that es. Sie dankte so herzlich, als hätte ich ihr eine große Wohlthat erwiesen, und ging.

„Es ist doch hart,“ dachte ich, „daß ein Fräulein das Wasser selbst holen muß! Denn eine Tochter vornehmer Eltern scheint sie mir zu seyn, nicht so fast wegen ihrer netten Kleidung, als wegen

ihrer zarten Gesichtsbildung, ihrer reinen Sprache und ihres feinen Anstandes. Sie hat gewiß eine sehr gute Erziehung genossen. Da sie so zwischen Licht, in der Abenddämmerung zum Brunnen kommt, gehört sie gewiß unter die verschämten Hausarmen. Ich muß ihr und den Ihrigen weiter nachfragen, und ihrer Armuth abzuhelfen suchen."

Ich merkte mir das Haus, in das sie ging, und erfuhr, in dem Hause wohne ein Tischler, oder, wie man hier sagt, ein Schreiner, und in einem kleinen Hinterstübchen eine arme, sehr gutherzige alte Person. Der Schreiner hatte einen schönen Vorrath von Waaren, die er auf den Kauf verfertigte. Am folgenden Abende, da ich meinen gewöhnlichen Spazirgang in den Garten machte, und an dem Hause des Schreiners vorbei kam, ging ich hinein, um irgend etwas, das ich brauchen könnte, zu kaufen. Der Mann führte mich mit großer Höflichkeit die Stiege hinauf. Auf dem Hausgange erblickte ich mehrere Thüren. „Da gibt es viel Raum, sagte ich; Sie müssen ein schönes Stück Geld für Miethzins einnehmen!"

„Ei," sagte der Mann, „in all diesen obern Stuben und Kammern befinden sich lauter kostbare Schreinerarbeiten — Tische und Sessel, Kästen und Schränke aller Art; nur in dem untern Stocke wird vielleicht nächster Tage ein kleines Stübchen frei, das ich dann nach Belieben vermiethen kann.

Es ist sehr hübsch, und hat eine schöne Aussicht in den Garten.“

„Nun,“ sprach ich, „das Stübchen wäre mir erwünscht. Vielleicht finde ich es für einen alten Diener bequem, den ich gern unterbringen möchte. Könnte ich es wohl sehen?“

„O warum denn nicht?“ sagte er. Der rohe gefühlose Mann fügte noch bei: „Die alte Hexe, die darin wohnt, bezahlt blutwenig. Wenn Sie etwas mehr Hausmiethe bezahlen, so steht ihnen das nette Zimmerchen heute noch zu Diensten.“

Diese Hartherzigkeit verdroß mich. Ich schwieg aber, ging mit ihm in die nächste Kammer, besah die wirklich sehr gut gearbeiteten Holzwaaren, und handelte mit ihm um einen Schreibtisch so genau, daß aus dem Handel nichts wurde; sonst wäre es mir auf ein Paar Gulden mehr nicht angekommen. Ich wollte ihn für seine Lieblosigkeit gegen eine alte, arme Person bestrafen, und gab's ihm auch zu verstehen. „Mit so genauen Leuten muß man genau seyn!“ sagte ich. Dafür schalt er mich, wie ich an seiner Miene bemerkte, in seinem Herzen einen Geizhals.“

Als wir die Stiege wieder herabgekommen waren, sagte ich zu dem Mann: „Das Stübchen möchte ich doch sehen! Da aus dem einen Handel nichts geworden, so könnte doch der andere zu Stande kommen.“

Er öffnete die Thüre und führte mich hinein. Die alte Martha, eine sehr ehrliebend aussehende Arme, saß auf der Bank und spann. Sie brach in Thränen aus, als sie hörte, wovon die Rede sey.

„O nicht doch!“ sagte ich, „weinet nicht. Ich will Euch nicht vertreiben. Lieber will ich, um Euch das Winkelchen da zu sichern, so viel darauf bezahlen, als der Meister billiger Weise fordern kann. Nur muß er sich verbindlich machen, Euch so lange zu behalten, als Ihr lebt.“

Dieser Handel wurde sogleich abgeschlossen, denn ich gab dem Manne mehr als er verlangte. Ich sagte ihm hierauf, ich wolle noch ein wenig bleiben, und er ging sehr vergnügt, aber kopfschüttelnd hinaus. Dieses Kopfschütteln übersetzte ich mir in deutliche Worte also: „Der alte Frank ist doch ein wunderlicher Kauz, bald übertrieben sparsam, bald zu freigebig. Kein Mensch kann aus ihm kommen.“

3.

Die alte Dienstmagd.

„Die alte Martha,“ fuhr Herr Frank in seiner Erzählung fort, „war sehr gerührt, und wollte

mir die Hand küssen, was ich natürlich nicht zugab. Ich setzte mich auf den einzigen etwas baufälligen Stuhl, der da war, und ließ mich mit der guten Alten in ein Gespräch ein. Auf der Bank, in einer Ecke des Stübchens, stand der Wasserkrug, dessen Bekanntschaft ich zuerst an dem Brunnen gemacht hatte, und den Sie, meine verehrtesten Gäste, nun auch kennen zu lernen die Ehre haben. „Der Krug da,“ sagte ich, „ist ziemlich groß — aber freilich braucht man in einer Haushaltung, sie sey auch noch so klein, immer ziemlich viel Wasser. Allein Ihr habt weit zum Brunnen, und scheint mir nicht wohl zu Fuße. Wie kommt Ihr doch mit dem Wasserholen zurecht?“

Die Alte hatte Zutrauen zu mir gefaßt, obwohl sie mich vielleicht das erste Mal sah. Die Zunge ward ihr gelöst. Sie fing eine lange Erzählung an — und jedes Wort kam ihr aus dem Herzen. Sie war die Redlichkeit selbst.

„Sehen Sie, lieber Herr,“ fing sie an, „denn ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll: Euer Wohlgeboren oder Euer Gnaden. Ihnen darf ich Alles erzählen. Denn Sie haben ein mitleidiges Herz und verachten die Armen nicht. Es ist wahr, es ging mir hart. Aber jetzt kann ich, Gottlob, nicht mehr klagen. Ein Engel von einem Kinde nahm sich meiner liebreich an. Ich hatte einst freilich bessere Tage gesehen. Ich war Magd bei

der Frau Amtmännin Grünheim zu Hellenbach. Ihr Mann — Gott hab' ihn selig! — war ein lieber, guter Herr, und es ist Schade, daß er fault. Die Bauern sagen, sie würden, wenn sie nur könnten, ihn wieder herauskratzen aus dem Grab. Denn er half und vermittelte, wo es sich nur immer thun ließ. Er nahm durchaus keine Geschenke; er gab noch überall, wo es noth war. Nun, deßhalb starb er auch arm. Ich war dabei, als er starb. — Seine Frau und seine Tochter — mein Gott, wie die Zeit herum kommt, damals war das Kind acht Jahre alt, jetzt ist sie bald gewachsen — nun, was wollte ich sagen — ja, Mutter und Tochter, die standen beide an seinem Sterbebette. O wir weinten alle drei, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. Er machte uns aber Muth. Er sprach seiner Frau sehr rührend zu: — auf Gott, den Vater der Wittwen und Waisen zu vertrauen, der sie gewiß nicht verlassen werde. Er nahm die Frau bei der Hand — ach die seinige war bereits kalt! — und die Frau mußte es ihm geloben, die einzige Tochter fromm und christlich zu erziehen, sie vor Stolz, Eitelkeit, Vergnügungslust zu bewahren, sie immer unter den Augen zu behalten, und ihr durchaus keinen Umgang mit eiteln, gefallsüchtigen Putzdocken zu gestatten. Nun, die gute Frau befolgte dieses treulich, und ihre Sorgfalt bringt auch gute Früchte.«

„Auch seiner Tochter sprach er mit gebrochener Stimme noch zu: Vor allem Gott, den guten Vater im Himmel zn lieben, das Wort unsers göttlichen Erlösers recht zu Herzen zu nehmen, täglich wenigstens etliche Zeilen darin zu lesen, den öffentlichen Gottesdienst fleißig zu besuchen, gern zu beten, ihre Mutter zu ehren, ihr gehorsam zu seyn, ihrem liebevollen Mutterherzen zu vertrauen, vor ihr nichts geheim zu halten, ihr nie eine Lüge zu sagen, sie zu unterstützen, sie einst in ihrem Alter nicht zu verlassen. Das Kind versprach Alles unter Thränen, die auf die kalte Hand des Vaters flossen, und sie hielt auch Alles bisher getreulich. Gott segne sie! Ein besseres Kind trägt die Erde nicht.“

„Auch mir sagte der gute Herr noch einige Worte, die ich ewig nicht vergesse.“ „Martha,“ sagte er, „Ihr habt noch unter meinen seligen Eltern hier gedient, und seyd in diesem Hause grau geworden. Ich hatte gehofft, Euch auch in diesem Hause verpflegen zu können, bis an Euer Ende. Nun will es Gott anders. Eure treuen Dienste kann ich Euch nicht belohnen. Gott wird sie Euch aber gewiß, hier oder dort reichlich vergelten.“

„Ueberhaupt, meine Lieben,“ fuhr er fort, „kann ich euch wenig hinterlassen. Indeß hinterlaß ich euch doch keine Schulden. Und unter dem Wenigen, das euch bleibt, ist kein ungerechter Kreu-

zer. Deßhalb wird Gottes Segen darauf ruhen, und ihr werdet damit weiter kommen, als wenn ich euch Tausende hinterlassen hätte. Auch das dankbare „Vergelts Gott“ das manche Arme mir gesagt haben, wird für euch nicht ohne Segen bleiben.“ Nun der gute Herr starb also — o Du mein Gott, in einem Alter von zwei und vierzig Jahren! Wir mußten das Amthaus räumen. Das Gnadengehalt fiel gering aus. Die gute Frau wurde bald nach dem Tode des Herrn krank vor lauter Gram, und büßte viel von dem Ihrigen ein. Sie konnte keine Magd mehr erhalten — ich sah das wohl — und doch wollte sie mir nicht aufkünden. Ich hatte dahier noch eine Schwester. Diese verlangte mich, und ich zog zu ihr. Die Frau Amtmännin aber fand zu Hellenbach ein kleines Stübchen, nicht viel größer als dieses hier, und wohnte da mit ihrer Tochter einige Jahre. Voriges Jahr zog sie endlich auch hieher. In einem alten herrschaftlichen Hause wurde ihr, über vier Stiegen, ein leeres Zimmer nebst einer Kammer und kleinen Küche unentgeltlich angewiesen. Sie hoffte, sich hier in der Stadt leichter mit weiblichen Arbeiten durchzubringen, als auf dem Dorfe. Nun wohl! — Sobald aber Fräulein Minchen, so heißen wir sie, eigentlich heißt sie Wilhelmine, hier angekommen war, so suchte sie mich auf. Meine Schwester war indeß in großer

Armuth gestorben, und ich hatte mich dahier in dieses Stübchen eingemiethet. Was das für eine Freude war, als das Fräulein mich gefunden hatte, kann ich nicht sagen. Sie küßte mich — mich, eine arme Magd, und wir weinten Beide vor Freuden. Seitdem that sie mir schon unbeschreiblich viel Gutes. Von allem — von gar allem, was die gestrenge Frau und das Fräulein an Sonn- und Festtagen Besseres zu essen haben, bringt sie mir etwas. Ja, Sie mögen es glauben oder nicht — seit dem mirs so in den Fuß gekommen ist, daß ich nicht mehr recht gehen kann, holt das gute Fräulein selbst mir täglich, in dem Krug da, das Wasser vom Brunnen. Sie hat den Krug weil sie mit dem Wasserkübel nicht zurecht kam, für einige Groschen eigens dazu gekauft. Gott, der den Trunk kalten Wassers nicht unbelohnt läßt, wird es ihr vergelten! Ich sagte es ihr auch hundert Mal, es müsse ihr noch wohl gehen. Nun, nun, bisher hat sie freilich noch nicht viel Gutes genossen. Ihre liebe Mutter ist schon wieder eine Zeit her nicht wohl. Da arbeitet Minchen immer allein. Sie ist freilich recht geschickt; aber, mein Gott, die schönste Arbeit wird jetzt schlecht bezahlt. Besonders im Sticken ist sie eine Meisterin. Dort in dem alten Gebetbuche auf dem Kruge ist ein kleines Bildlein, das sie, fast noch als Kind, bald nach dem Tode ihres Vaters gestickt und mir zum

Andenken gegeben hat. Es stellt einen grünen Grabhügel vor mit einem schwarzen Kreuze, worüber sich eine Trauerweide mit gelblichen Blättern beugt. So oft ich das Bildchen ansehe, kommen mir die Zähren in die Augen — über den Tod des liebevollen Vaters, dem das gute Kind so bald in das Grab nachsehen mußte. Allein auch darüber möchte ich weinen, daß eine so künstliche Hand sich aus Liebe zu mir mit dem Wasserkruge schleppen mag. Der liebe Gott wolle es dem guten Kinde noch wohl gehen lassen!« So sprach die treue Magd.

Ich nahm das wohlgebrauchte Gebetbuch, das, wie es schien, dem Kruge zum Deckel diente, und betrachtete das Bildchen. Es gefiel mir. „Nicht wahr," sagte Martha, „es ist schön! Ich sehe es Ihnen an, daß es ihnen gefällt.«

„Doch," sprach Herr Frank zu seinen Gästen, „Sie müssen verzeihen, meine lieben Freunde und Freundinnen, daß ich Sie mit der Erzählung der alten Martha so lange hinhielt. Die Art der alten Magd, sich auszudrücken, die Form — ist vielleicht nicht nach ihrem Geschmack, aber der Inhalt ist gut — wie hier bei dem Kruge auf dem Tische. Ich denke nicht, daß Sie den Rheinwein hier verschmähen werden, weil er nur in einem irdenen Krug aufgetischt wird. Nein! nein! So thöricht sind Sie nicht. Noch viel weniger trauete ich Ihnen die noch viel größere Thorheit zu, die Wahr-

heit zu verschmähen, weil sie aus einem einfältigen Munde kommt und in ungekünstelten Worten erscheint.«

4.

Wilhelmine.

»Ich hatte,« erzählte Herr Frank weiter, »mich in dem Stübchen der alten Martha etwas länger aufgehalten. Ich dachte, Fräulein Minchen — jetzt meine liebe Tochter hier — werde kommen; denn es war nun bald Zeit zum Wasser holen. Sie kam auch wirklich. Sie war verwundert, mich hier zu sehen. Martha brach sogleich in mein Lob aus. »Ich muß es Ihnen nur gleich sagen, Fräulein Minchen,« fing sie an. »Der Stein, der uns so lange drückte, ist uns nun mit Einem Male vom Herzen gewälzt.« — »Ich fürchtete immer, mein Stübchen verlassen zu müssen!« sagte sie, zu mir gewandt. »Der Hausherr wollte mit dem Hauszinse nicht mehr zufrieden seyn, und forderte von Quartal zu Quartal mehr. Er drohte, mir den Strohsak vor die Thüre zu werfen, wie er sagte, das heißt, mir auszubieten. Ich sparte von meinem Spinnerlohn so viel mir möglich war, zu-

sammen. Minchen hatte schon ein paarmale darauf bezahlt. Es wollte aber nicht mehr reichen. Wir zwei überlegten und rechneten, und sahen nirgends hinaus. Da schickte Gott Sie, mein werthester Herr, hieher, und machte aller Noth ein Ende.« — »Ja, ja, mein liebstes Minchen,« sagte sie, »der Herr da wollen alles bezahlen, was noch fehlt — und ich bin nimmer genöthigt, das von Ihnen anzunehmen, was Sie wohl oft noch um Mitternacht für mich erarbeitet haben.«

Minchen stand erröthend, voll der liebenswürdigsten Bescheidenheit da. Dennoch wollte ich ihr Herz noch ein Bischen auf dem Probierstein bringen, ob es lauteres Gold sey; denn ein Kaufmann geht gern sicher. »Es ist sehr edel, mein Kind,« sagte ich, »daß Sie sich der alten Martha so annehmen, und ich lobe Sie darum. Allein Sie übertreiben den Edelmuth. Das Wasser für eine alte Magd am Brunnen zu holen — das ist einmal zu viel! Wo denken Sie hin?«

Allein Minchen sah mich mit großen Augen an, und schüttelte ihr lockiges Köpfchen. »Sie gaben eben einen zu schönen Beweis von Ihren mildthätigen Gesinnungen, Herr Frank,« sprach sie, »als daß dieses Ihr Ernst seyn sollte.«

»Im Ernste,« fuhr ich fort, »ein so junges, hübsch gekleidetes Fräulein mit dem großen unförmlichen Krug auf dem Kopfe — das schickt sich ein-

mal nicht! Sie setzen sich dem Gelächter der Stadt aus. Wassertragen — das mögen Andere thun." Allein Minchen sagte: „Einem guten Menschen in der Noth aushelfen, sollte sich, denke ich, doch immer schicken. Oder kann es auch einmal unschicklich seyn, Gutes zu thun? Gewiß, Herr Frank, Sie denken selbst so — sonst wären Sie wohl nicht so gütig gewesen, mir gestern auf der öffentlichen Straße am Brunnen, den Wasserkrug da, auf den Kopf zu heben. Sie hätten ja auch sagen können, das schickt sich nicht für einen so ehrwürdigen Bürger; das mögen Andere thun?"

„Nun, nun," sagte ich, „das war eine Kleinigkeit, die nicht der Rede werth ist. Es war, wenn Sie wollen, eine kleine Artigkeit gegen ein Frauenzimmer, die auch einem alten Manne nicht übel ansteht. Aber alle Tage, und so weit, und oft bei Frost und Regen Wasser holen — ist nichts Kleines. Nein, nein, so die Magd einer Magd zu machen — das heißt den guten Willen zu weit treiben. Wenn Sie nun allen Leuten, die sich ihr Wasser nicht wohl selbst holen könnten, Wasser zutragen wollten, da würden Sie an kein Ende kommen."

„Freilich wohl," sagte Minchen lächelnd, „da reichte der aufrichtigste gute Wille nicht hin. Aber daß ich für meine liebe, gute Martha, meine alte Wohlthäterin, die wenigen Schritte da thue —

das seh' ich nicht als einen guten Willen, sondern für eine heilige Pflicht an. Ich müßte gar kein Gefühl haben, wenn ich es nicht thäte. Denn das können Sie sich gar nicht vorstellen, wie unaussprechlich viel Gutes Martha, so arm sie auch ist, mir und meiner Mutter schon gethan hat, und was für ein edles, liebevolles Herz unter dem schlechten rauhen Kleide da schlägt. Sie war nicht die Magd des Hauses — ihr Herz machte sie zur ersten Freundin des Hauses, zu meiner zweiten Mutter. O wie lieb hatte sie mich, so lange ich denke — ja länger als ich denken kann — von meiner Geburt an. Wie viele halbe Tage trug sie mich auf dem Arme! Wie oft wachte sie Nächte hindurch an meinem Bette, um meine Mutter, die sich ganz auf sie verlassen konnte, zu schonen! Wie viele tausend Schritte that sie wegen meiner! Was stand sie alles aus, als ich die ersten Zähne, die Blattern, die Masern bekam! Wie sparte sie jeden Heller ihres sauer verdienten Lohnes dazu auf, mir auf Weihnachten und auf meinen Namenstag eine Freude zu machen! Wie treulich unterstützte sie meine Eltern in meiner Erziehung! Wie viele Stunden lang erzählte sie mir, und streute tausend gute Lehren in ihre Erzählungen ein! Wie warnte sie mich vor allem Bösen — welch eine heilige Scheu flößte sie mir gegen die Sünde ein! Wie ehrwürdig machte sie mir die frommen Ge-

bräuche des Alterthums, wie liebenswürdig die Unschuld, die Schamhaftigkeit, die Redlichkeit und jede Tugend! Und was that sie in der langen Krankheit meines Vaters? Wie vielen Antheil nahm sie an unserm Jammer! Wie viele Wochen kam sie nicht aus den Kleidern! Mit wie Wenigem nahm sie selbst vorlieb — da der Dienst meines seligen Vaters nur wenig einbrachte und die langwierige Krankheit des seligen Vaters so viel kostete! Und so was sollte mit dem geringen Lohn, den sie bekam, alles abgemacht seyn? O nein, so was bezahlt kein Geld. Kein Herz müßte ich haben, wenn ich so undankbar seyn könnte, nicht einmal die wenigen Schritte für sie zu thun! — Ich kann es ja so leicht. Ich versäume nichts. Bevor man Abends das Licht anzündet, hab' ich immer ein freies halbes Stündchen. Ich muß bei meiner Arbeit viel sitzen; diese Bewegung ist mir daher gesund. Sie gilt für einen Spazirgang. — Zwar mögen Sie nicht ganz Unrecht haben, es mag etwas Unschickliches dabei seyn, in dieser Kleidung Wasser zu tragen. Es kam mir, als ich das erste Mal mit dem Kruge über die Straße ging, auch so vor. Ich erröthete, wenn mir Bekannte begegneten; ich mußte mir manche kleine Spöttereien gefallen lassen, obwohl ich absichtlich zu diesem Geschäfte die Abenddämmerung wählte. Aber was ist es denn, dachte ich. Es bringt keine Unehre, sich wegen des Gu-

ten verlachen zu lassen. — Uebrigens hätte ich, um ganz aufrichtig zu seyn, das Wasser wohl nicht selbst geholt, wenn ich es wohl anders hätte machen können. Allein die Leute hier im Hause nahmen sich um die gute Martha schlechterdings nichts an. In der Nachbarschaft fand ich eine einzige Magd, die geneigt dazu war, ihr das Wasser zu holen und hie und da einen Gang für sie zu thun — jedoch unter der Bedingung, daß meine Mutter jedes Vierteljahr einen Thaler dafür bezahle. Allein diese Magd war sehr saumselig. Sie kam oft sehr spät und manchmal vergaß sie es gar. Nun denken Sie sich die Verlegenheit der guten Martha, die ihr Stübchen nicht verlassen konnte. Erst so lange zu warten, und dann sich nicht einmal eine Suppe kochen, oder ihren Durst stillen zu können. Da dachte ich denn: Weg mit dem eiteln Stolze! Wer recht thut, hat keinen Tadel zu scheuen. Wenn man übrigens eine Sache selbst thut, so weiß man, wie sie geschieht. Und dann — doch ich plaudere zu viel. Verzeihen Sie!« sagte sie, und griff nach dem Kruge.

»O!« rief Martha, »sagen Sie doch auch noch das Uebrige. Ihre Frau Mutter überließ die versprochenen Thaler Ihnen, und Sie schenkten das Geld mir. Dafür bekam ich hier im Hause jeden Morgen ein Schüsselein warme Milch zum Frühstück'. In Wahrheit, ich bin Ihnen, mein bestes Min=

chen, dafür, und noch für unzählig viel Anderes, unaussprechlich großen Dank schuldig. In meinem Leben kann ich diese Schuld nicht abtragen!«

„Ach, schweigt davon, liebe Martha,« sagte Minchen; „das ist schon lange zum Voraus an uns abgetragen. O daß wir für unsere gute alte Martha noch mehr thun könnten, und unsre Wohnung nicht so winzig klein und enge wäre und nicht so viele Stiegen hinaufführten, so würden wir unsre treue Freundin für immer zu uns nehmen — da wir jetzt hier in der Stadt doch etwas besseren Verdienst haben!« Das gute Kind hatte Thränen in den Augen, und ging mit dem Kruge schnell hinaus.

„Ich machte mich,« sprach Herr Frank, zu seinen Gästen, „nun auch auf den Weg, und dachte im Heimgehen über die Geschichte nach. Die Handlung des guten Kindes, dachte ich, so unbedeutend sie Manchem scheinen mag, ist eine der edelsten, die mir in meinem Leben je vorgekommen. Ich weiß nicht, soll ich die Dankbarkeit gegen eine arme Dienstmagd, der man sonst keinen besondern Dank schuldig zu seyn glaubt, oder die Bescheidenheit des edlen Mädchens, ihre verständige Verachtung unverständigen Spottes in diesen Jahren, oder den Fleiß, mit dem sie, die gute Tochter, ihre Mutter ernährt, mehr bewundern. Ich wünschte, die Mutter einer so vortrefflichen Tochter kennen zu lernen,

und beschloß sie zu besuchen und die gedrückte Lage Beider in etwas zu erleichtern. Ich ging hin, um Stickereien zu bestellen. Ich fand die Mutter so, wie sie seyn mußte, eine solche Tochter zu erziehen. Die Reinlichkeit und Ordnung des Zimmers gefiel mir besonders. Da war nirgends ein Stäubchen, alles an Ort und Stelle — alles gerade so, wie ichs gern habe. Ich ließ mir einige eben fertig gewordene Stickereien vorlegen und erstaunte in der That über die Schönheit der Arbeiten. Minchen arbeitete von nun an für meine Handlung. Ich weiß wohl, daß einige Leute mich steinreich, andere steinhart nennen. Die Bezahlung war indeß eben nicht so, wie man sie von einem steinreichen, doch auch nicht so, wie man sie von einem steinharten Kaufmann erwarten konnte.«

5.

Mamsell Sachse.

»Nach einiger Zeit,« erzählte der alte Herr Frank weiter, »kam mein Sohn Friedrich aus England zurück — Gottlob! zur vollkommenen Zufriedenheit seines Vaters; denn er hatte sich in jeder Hinsicht sehr gut ausgebildet. Ich nehme keinen Anstand,

es an seinem heutigen Ehrentage zu bezeugen, daß er jede meiner Hoffnungen erfüllt, ja übertroffen hat. Es war bald bei der ganzen Stadt — wiewohl noch ganz und gar nicht bei mir und meinem Sohne — ausgemacht, zwischen dem jungen Herrn Frank und der Mamsell Sachse werde nächstens eine eheliche Verbindung Statt haben. Die beiden Häuser Frank und Sachse, sagte man, seyen ja die reichsten der Stadt; die beiden Kinder seyen die einzigen Erben des großen Vermögens; und mehr, meinten die Leute, brauche es ja nicht zu einer Heirath, als zwei ungefähr gleichgroße Summen Geld. Da unsere beiden Gärten vor dem Thore neben einander liegen, so traf sichs bisweilen, daß beide Familien Abends mit einander nach Hause gingen. Mein Sohn bot der Madame Sachse und der Mamsell Tochter den Arm, und Herr Sachse und ich beschlossen, so nach Art der Väter, den Zug. Nun hatte gar kein Mensch mehr einen Zweifel an einer bevorstehenden Heirath.

Eines Abends, da es bereits etwas dunkel war, gingen wir wieder so zusammen nach Hause. Da begegnete uns Minchen mit ihrem Wasserkruge. Sie schien etwas verlegen, machte uns Platz in dem engen Gäßchen, und stand ganz schüchtern und demüthig, mit ihrem großen Kruge auf dem Kopfe, seitwärts am Wege. „Guten Abend, Fräulein Minchen!“ sagte ich freundlich — und Mam=

sell Sachse schlug ein lautes Gelächter auf. Das war mir nicht lieb. „Ueber wen lachen Sie denn, Mamsell Sachse," sprach ich — „über mich oder über das Mädchen?" „O behüte Gott," sagte die Mamsell, „nicht über Sie — sondern über das Wasserfräulein." „Warum nennen Sie das gute Kind ein Wasserfräulein?" fragte ich ruhig, ohne mir merken zu lassen, daß mir der Ausdruck mißfiel. „Ha," sagte Mamsell Sachse lachend, „ein Fräulein mit dem Wasserkruge auf dem Kopfe finde ich lächerlich. Die Tracht eines Fräuleins und der Wasserkrug passen nicht zusammen. Diese Kleidung ist nun einmal ein Vorrecht, eine Auszeichnung der Vornehmern, und das Wassertragen ein Geschäft der Mägde. Ich muß immer lachen, wenn ich Vornehmthun und Bettelei so beisammen sehe." „Allein," sprach ich, „das Fräulein holt, wie ich von guter Hand weiß, das Wasser nicht für sich — sondern für eine alte, unbrauchbar gewordene Magd, die ehemals in ihren Diensten war." „Nun," sprach Mamsell Sachse, „da ist sie eine von den empfindsamen Seelen, und ihre Empfindsamkeit hat ihr einen häßlichen Streich gespielt. Nicht um tausend Dukaten möchte ich in solchem zierlichen Anzuge mit dem Wasserkruge auf dem Kopfe über die Straße gehen, und einer honetten Gesellschaft begegnen. Den Dienstboten gibt man ihren Lohn, der jetzt ohnehin hoch genug ist —

und damit ist Alles abbezahlt. Mehr können sie nicht fordern.« Sie wollte noch mehr sagen; allein die Mutter gab ihr, wie ich wohl bemerkte, einen Wink, zu schweigen. Die Tochter brach das Gespräch schnell ab, indem sie eine vorübergehende Putzmacherin, die eine große Schachtel trug, mit großer Freundlichkeit grüßte und sie fragte, für welche Dame der Hut, der sich vermuthlich in der Schachtel befinde, bestimmt sey.

Der kleine Auftritt war für mich von großer Wichtigkeit. Allerdings hatte ich an eine Verbindung meines Sohnes mit Mamsell Sachse gedacht. Allein ich hatte noch meine Bedenklichkeiten. Ihre Gemüthsart war mir nicht entschieden. Jetzt hatte ich einen Blick in ihre Seele gethan, der mir zeigte, daß unsere Gesinnungen wenigstens nicht übereinstimmend seyen. Den ganzen Abend schwebte mir das gute Minchen vor Augen, wie sie bei aller Vortreflichkeit ihres Herzens, ihres Verstandes und ihres wahren Künstlertalentes, mit ihrem Wasserkruge so schüchtern am Wege stand, und auf die übermüthigen Blicke, das höhnische Gelächter und die spöttischen Reden der Mamsell Sachse nichts erwiederte, sondern bescheiden die Augen niederschlug.

„Ich kann es nicht verhehlen," betheuerte Herr Frank, „es regte sich der Gedanke in mir, ein Mädchen, wie Minchen, möchte meine Schwiegertochter werden. Ein solch edles Herz, dachte ich, ist ja doch

mehr werth, als eine Tonne Goldes, und keine Tonne Goldes kann den Mangel eines edlen Herzens ersetzen. Und da Minchen gegen eine Magd so wohlwollend gesinnt ist, so würde auch ihr Schwiegervater nicht übel mit ihr fahren. Ich verschloß aber meine Gedanken in meinem Herzen. Ich wollte, mein Sohn sollte frei wählen — nur wenn er meiner Einsicht nach geradezu einen Mißgriff gethan hätte, würde ich Einrede gethan haben.«

6.

Der Brautwerber.

Herr Frank erzählte weiter: »Mein Sohn Friedrich wurde auch nachdenkend. Er fragte mich bei Tische, wer denn das Frauenzimmer sey, das er jetzt das erste Mal gesehen habe, und er bat mich, ihm die Geschichte mit dem Wasserkruge, die ich meiner Versicherung zufolge, von guter Hand habe, ausführlich zu erzählen. Ich that es ganz einfach, wie ich es eben jetzt gethan habe, jedoch ohne alle Anmerkungen, und er ward sehr gerührt.

Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Sohn eine große Angelegenheit auf dem Herzen habe. Eines Morgens beim Frühstücke drang ich in ihn,

meinem Vaterherzen zu vertrauen, und mir sein Geheimniß, was es auch sey, zu entdecken. Er gestand, mit sichtbarer Furcht, mich aufzubringen, seine hohe Achtung gegen Minchen, seine Wünsche, seine Hoffnungen. Ich fragte: „Weißt du, daß sie kein Vermögen hat?“ „Ich weiß es,“ antwortete er fest. „Allein auf Geld brauche ich ja nicht zu sehen.“ „Und wie ist Minchen gegen dich gesinnt?“ fragte ich. „O gewiß, eben so, wie ich gegen Sie,“ sagte er. „Ihr habt euch also,“ sprach ich, schon gegen einander erklärt?“ „O nicht doch,“ sprach mein Sohn, „kein Wort von einer solchen Neigung, keine Sylbe von einer Heirath wurde gesprochen! — Wie hätte ich ohne Ihre Einwilligung, bester Vater, von einer Heirath sprechen, wie von einer Neigung reden können, ohne eine sichere Aussicht auf eine Heirath zu haben?“ „Allein,“ sprach ich, „weißt du auch, daß Minchen eine wahre, aufrichtige Neigung zu dir habe, daß sie, als ein armes Mädchen, nicht etwa eine Nebenabsicht auf deinen Reichthum hege?“ „O das ist unmöglich,“ sprach Friedrich; „nicht nur weil dies ihrer ganzen Denkungsart widerspräche, sondern weil sie überhaupt gar keine Absichten hat.“

Friedrich fing nun an, mir zu beweisen, daß Minchens Tugenden schätzbarer seyen, als alles Geld. Ich aber sprach: „Ich hätte wohl Ursache über dich von Herzen böse zu seyn. Seit wann

glaubt denn mein Friedrich, daß sein Vater das Geld mehr schätze, als die Tugend? — Komm, komm in meine Arme und empfange die Versicherung meines vollkommensten Beifalls. Ich habe in kleinen Dingen auf das Geld gesehen, damit du in deiner wichtigsten Angelegenheit nicht auf das Geld zu sehen brauchest. Ich bin entzückt über deine Wahl — sie ist ganz nach meinem Wunsche, ja der innigste Wunsch meines Vaterherzens. Und nun laß mich — ich will selbst bei Minchens Mutter deinen Brautwerber machen. In einer halben Stunde magst du nachkommen.«

Ich eilte — was mir in der That sauer wurde — die vier Stiegen hinauf in das kleine Zimmerchen der edlen Wittwe. Minchen saß und stickte. Sie war etwas betroffen, als ich hereintrat. Auch die edle Mutter schien verlegen über meine unvermuthete Erscheinung so frühe am Morgen, zu einer so ungewöhnlichen Stunde. Ich brachte meinen Antrag vor, und ergetzte mich herzlich an dem freudigen Erstaunen der liebevollen Mutter und der sogar nichts hoffenden guten Tochter. »Aber haben Sie auch bedacht,« sagte die vortreffliche Frau, »daß ich meiner Tochter nichts, fast gar nichts zum Brautschatze geben kann?« »Es ist da nichts zu bedenken,« sagte ich; »Minchen ist so reich, als es je eine Fürstentochter seyn kann — an den edelsten Gütern, an Frömmigkeit und Tugend. Ich

brauche kein Geld. Keine reiche — eine gute Schwiegertochter wünsche ich mir; und wenn Sie, vortreffliche Frau und ihre edle Tochter „Ja“ sagen, so machen Sie mich zum glücklichsten Vater. Uebrigens bestehe ich darauf, daß Sie ihrer Tochter nichts zum Heirathgute geben, auch nicht einen Heller — nur ein einziges, kostbares Hausgeräth ausgenommen — ich meine den großen Wasserkrug, in dem Wilhelmine für die alte Martha so lange Zeit täglich Wasser geholt hat. Ich bin fest überzeugt, dieser Wasserkrug bringt mehr Segen ins Haus, als wenn er mit Goldstücken gefüllt wäre.“ Ehe die Mutter antworten konnte, kam mein Sohn herein. Wir beiden Eltern legten nun die Hände unserer beiden einzigen Kinder in einander und segneten sie unter Thränen. Es war ein schöner, heiliger Augenblick der reinsten, ungetrübtesten Freude.

Wir hielten dieses Verlöbniß noch geheim. Mein Sohn hatte noch eine große Reise zu machen. Indeß ließ ich den Saal hier neu ausmalen, und auch das Silberzeug da auf der Tafel umschmelzen. Theils wollte ich unsern Künstlern, die gegenwärtig wenig Arbeit haben, etwas zu verdienen geben, theils den heutigen Tag so viel möglich verherrlichen. Das heutige Fest ist Alles werth und ich glaubte nicht zu viel thun zu können.“

7.

Edelsinn des Brautpaars.

„Dieses, meine werthen Freunde und Freundinnen,“ sagte Herr Frank zum Schlusse seiner Erzählung, „ist die Geschichte des Kruges, und ich denke, Sie werden sich nun nicht mehr wundern, daß ich ihm hier, mitten auf der Tafel, den Ehrenplatz einräumte. Er spielt ja, wie Sie hörten, eine bedeutende Rolle in der Geschichte dieser Verbindung. Der alte, ehrliche, dickbauchige Krug vertrat auf eine gewisse Art die Stelle eines Heirathstifters, obwohl er so wenig an diese Heirath denken konnte, als die holde, bescheidene Braut, da sie sich aus Menschenfreundlichkeit mit dem Kruge schleppte, bei ihrer edlen Handlung an eine Heirath gedacht hat. Gönnen Sie ihm also immerhin sein Ehrenplätzchen und seine Blumenkränze, mit denen er umwunden ist. Er hat es verdient — und mehr Gutes in der Welt gestiftet, als mancher dicke Herr, der vielleicht schon zehnmal mehr Wein getrunken, als der Krug je Wasser vom Brunnen gebracht hat.“

„Es sey mir erlaubt,“ sprach Herr Frank, „dieser Erzählung noch einige Worte beizufügen. An dem Wasserkruge sehen wir, wie auch Diejenigen, die der Himmel nicht mit Gütern dieser Erde segnete,

den Armen ohne Geld — sehr viel Gutes thun können; ja diese Art Allmosen hat in den Augen Gottes den größten Werth, und den Armen ist oft mehr damit geholfen, als mit Geld. Der Krug verdient als ein Denkmahl in der Familie aufbewahrt zu werden, und ich denke, nach hundert Jahren dürften ihn die Urenkelinnen des Hauses noch mit Ehrfurcht gegen ihre Urgroßmutter — und nicht ohne Segen betrachten. Ja, es wäre zu wünschen, daß jede Jungfrau, sie sey übrigens arm oder reich, und ihre Ausfertigung möge so prächtig oder so dürftig ausfallen, als möglich — ihrem künftigen Gatten irgend ein solches Geräthe ins Haus bringen möge — etwa einen kleinen Armkorb, in dem sie von Zeit zu Zeit den Armen, Brod, Eier, oder Butter gebracht hätte; ein irdenes Näpfchen, das nur dazu bestimmt war, von jeder Mahlzeit irgend einem Kranken einige Löffel voll Suppe, oder sonst eine dienliche Speise zu senden; ein Arbeitskörbchen, dessen sie sich, und wäre es des Tags auch nur eine Stunde, bloß dazu bedient hätte, für Arme zu nähen oder zu stricken. Ein solches unbedeutendes Hausgeräth würde freilich nicht so zierlich in die Augen fallen, als manches Prachtstück, dürfte aber dennoch unter allem Hausgeräth wohl das schätzbarste Stück seyn. Auf manchem silbernen Geschirre liegt ein großes Kapital, das sich nun freilich zur Zeit der Noth

in klingende Münze umsetzen läßt; aber auf einem solchen geringen Hausgeräth, das wenig oder nichts kostet, liegt noch ein größeres Kapital — zahlbar in jener Welt.“

„Vortrefflich!“ rief der dicke Herr unten an der Tafel, der von Zeit zu Zeit schmachtende Blicke nach dem Kruge gerichtet hatte. „Sie haben ganz vortrefflich gesprochen, mein liebster, bester Herr Frank! Allein jetzt haben wir dennoch von dem Kruge genug gehört. Lassen Sie uns nun das edle Getränk verkosten, das er enthält. Der köstliche Wein duftet lieblicher, als die Blumen, die den Krug umgeben. Ich rieche den herrlichen Wohlgeruch bis hieher zu unterst an der Tafel.“

Während der dicke Herr so sprach, flüsterte die holde Braut dem alten Herrn Frank etwas in die Ohren, und der alte Herr sprach hierauf laut zur Gesellschaft: „Ich habe der Braut versprochen, ihr an dem heutigen Tage keine Bitte abzuschlagen. Da ich aber, ohne Einwilligung meiner verehrten Gäste die Bitte, welche die Braut eben an mich that, nicht gewähren kann, so erlaube ich mir, vorerst die Meinung sämmtlicher anwesender Freunde und Freundinnen zu vernehmen. Die Braut hätte gar zu gern ihre alte Wohlthäterin Martha, der sie einen guten Theil ihres edlen Herzens dankt, hier an der Tafel gesehen, und bat mich, sie auf die Liste der Gäste zu setzen. Ich ging selbst hin,

sie einzuladen. Ihre Unpäßlichkeit vereitelte unsern Wunsch, und ich muß gestehen, daß ich sie, als eine Hauptttheilnehmerin an der heutigen Freude, hart vermisse. Es ward indeß dafür gesorgt, daß ihr von allen und jeden Gerichten etwas gesendet wurde. Nun rückt aber die Braut am Ende mit noch einer Bitte heraus. Der Arzt hat der guten alten Martha, guten, alten Wein verordnet. An diesem Kruge voll, meint die Braut, hätte die bemitleidenswerthe Dulderin, wenn sie nach ihrer Art, an besondern Leidenstagen, nur ein kleines Gläschen davon nähme, wohl für ein ganzes Jahr genug, und würde dadurch vielleicht noch um zehn Jahre länger leben. Ich würde natürlich die werthe Gesellschaft mit dieser Bitte nicht beschwert haben — sondern, was freilich das kürzeste und einfachste gewesen wäre, den Krug, mit der fröhlichen Gesellschaft hier auf das Wohl der Braut und des Bräutigams in Freuden geleert, und für die gute Martha aufs Neue gefüllt haben. Allein ein kleiner Umstand macht mir das schlechterdings unmöglich; ich habe von diesem edlen kostbaren Weine, den ich eigens auf diesen Tag gespart habe, keinen Tropfen mehr weiter. Das kleine, wohlverwahrte Fäßchen reichte gerade hin den Krug zu füllen. In dem Kruge sehen Sie nun allen diesen Wein beisammen. Die Gesellschaft hat das vollkommenste Recht auf den Wein. Das ist unwidersprechlich.

Indeß mache ich der verehrten Gesellschaft den Vorschlag, Stimmen zu sammeln: Ob sie den Krug auf das Wohl des Brautpaars und zur Vermehrung der gemeinschaftlichen Fröhlichkeit austrinken, oder ob sie mit dem Weine, von dem wir bisher tranken und der übrigens gewiß nicht zu verachten ist, sich begnügen, und mit dem Weine im Kruge, dem Wunsche der Braut gemäß, ein Werk der Barmherzigkeit üben wolle. Die Mehrheit der Stimmen soll entscheiden.«

»Wa, wa, was!« rief der dicke Herr zu unterst an der Tafel, der bei der Abstimmung die letzte Stimme gehabt hätte. Er räusperte sich, um in einer ausführlichen Rede Einwendungen zu machen. Allein ein freudiger Jubel erscholl. Unter Händeklatschen riefen alle der Braut ihren Beifall zu, und der Wein wurde der alten Martha mit hohem Vergnügen von Allen einmüthig zugesprochen. Nur der dicke Herr war dagegen, und da er gar so herzlich betrübt darein sah, entstand ein lautes Gelächter. Er aber murrte und brummte beständig: »Ich bleibe darauf, aus dem Manne ist nicht klug zu werden. Er ist und bleibt ein —« Er murmelte das letzte Wort so dumpf, daß auch sein nächster Nachbar es nicht verstand.

Der Bürgermeister der Stadt, der, um dieses Hochzeitfest zu verherrlichen, in schwarzer Amtskleidung und mit goldener Kette geziert, erschienen

war, saß an einem der obersten Plätze, sogleich neben der Mutter der Braut. Er hatte die Rede des dicken Herrn gehört und sprach: „Ich habe schon öfters vernehmen müssen, Herr Frank sey ein seltsamer Mann; man könne nicht klug aus ihm werden. Er wisse nicht, was er wolle. Allein von klugen Leuten habe ich dieses nie gehört. Herr Frank weiß sehr wohl, was er will. Ich fand in seinem Betragen nie etwas Widersprechendes. Er behielt zum Beispiele die alte Art sich zu kleiden und sein Haus einzurichten bei, und diesem Beharren beim Alten, indem er die beständig wechselnden, oft sehr kostspieligen Moden nicht mitmachte, hat er einen großen Theil seines Reichthums zu danken. Er sparte im Kleinen, um im Großen gegen seine Mitmenschen wohlthätig zu seyn. Nicht selten handelte er allerdings so, daß die Leute, die seine Absichten nicht erriethen, ihn tadelten. Er ließ sich aber nicht irre machen, sondern schien sich vielmehr daran zu ergetzen, daß sie ihn nicht begriffen. Allein am Ende kam es allemal recht heraus. So ist es auch ganz vorzüglich mit dem Kruge hier. Auch ich wußte nicht, wo das hinaus wollte. Ich sah, daß die Braut erröthete, die Blicke des Bräutigams vor Vergnügen leuchteten, die Mutter der Braut dankend zum Himmel blickte, während einige der Anwesenden beinahe geneigt schienen, zu spotten. Allein welch einen herrlichen

14*

erfreulichen Aufschluß hat uns Herr Frank über sein Benehmen gegeben? Wir sind über die Geschichte des Kruges entzückt. Wir alle, etwa nur einen Einzigen ausgenommen, können die wohlthätige Handlung, wozu der Wein bestimmt wird, nicht anders als gut und edel finden.«

»Ich kann mich nicht enthalten,« fügte er noch bei, »hier eine kleine, jedoch nicht unwichtige Bemerkung vorzubringen! Wenn ein Mann, von dessen Einsicht und edler Denkart wir überzeugt sind, etwas thut, das uns nicht einleuchtet, so müssen wir nicht sogleich urtheilen, es sey unklug oder gar unedel. Wir müssen warten können. Am Ende wird sich finden, er habe Recht, wir aber Unrecht gehabt. Geht es ja manchmal selbst mit Dem so, was der liebe Gott thut oder geschehen läßt. Von vornen herein ist es uns nicht selten unbegreiflich; aber nachher und am Ende sehen wir erst ein, daß es gerade so seyn mußte. Es dürfte also sehr weise seyn, nicht vor der Zeit über die Absichten eines vernünftigen, edlen Mannes, noch viel weniger über die allzeit weisesten und liebevollsten Absichten Gottes ein voreiliges Urtheil zu fällen!«

Der Bürgermeister ergriff sein Glas, trank unter allgemeiner Zustimmung auf das Wohl des Herrn Frank, der Braut und des Bräutigams, der Mutter der Braut und aller Anwesenden, und somit wurde dieses Hochzeitmahl beschlossen!

Nachdem sich die Gesellschaft entfernt hatte, nahm die Braut den Krug, und sagte freundlich zu dem Bräutigam: „Ich habe den Krug vielmal mit Wasser gefüllt meiner alten Freundin gebracht; es wäre doch schön, wenn ich ihr den Krug auch einmal voll Wein und zwar an dem heutigen Abende das letzte Mal, selbst brächte.“ Der Bräutigam griff sogleich nach dem Hut, um sie zu begleiten. Wilhelminens sorgsame Mutter meinte zwar, man solle den Wein zuvor in Flaschen abziehen. Allein der alte Herr Frank sagte: „Nein, nein! In dem Kruge wird der Wein der guten Martha mehr Freude machen! Ich werde aber einen Diener mit einem Dutzend gläsernen Flaschen hinschicken, damit sie unverzüglich und noch in Gegenwart des Brautpaares mit dem Weine gefüllt, und gut versiegelt werden.“

Braut und Bräutigam gingen bei dem freundlichen Scheine des Mondes durch die Gassen der Stadt. O wie freudig erschrak die alte treue Magd, als das schöngeputzte Brautpaar in ihr armes Stübchen trat, als sie den mit Blumen umkränzten Krug erblickte, die Geschichte vernahm, und sogleich den herrlichen Trank, dergleichen bis diese Stunde ihres achtzigsten Lebensjahres nie ein Tropfen ihre Lippen benetzt hatte, verkosten mußte. Thränen gleich großen Perlen tröpfelten in den Wein, der in dem mitgebrachten reinen, klaren

Gläschen wie durchsichtiges Gold schimmerte. „Gottes Lohn — Gottes Lohn über Sie!“ rief sie einmal über das andere. „Wahrhaftig,“ fuhr sie nun ruhiger fort, „das ist einmal eine Hochzeit, wie Diejenige, bei der unser Herr und Heiland selbst erschien. Das heißt Ihn zu Gast bitten, wenn Braut und Bräutigam ihren Hochzeittag so wohlthätig feiern. Und in Wahrheit, liebes Minchen, der liebe Gott hat Ihnen das Wasser in Wein verwandelt. Denn das hätten Sie, wann Sie so mit dem Wasserkruge in dieses Stübchen kamen, wohl nie gedacht, daß der liebe Gott Sie einst so reich machen würde, mir an Ihrer Hochzeit diesen Krug voll so überaus köstlichen Weines zum Geschenke bringen zu können. Das ist der Lohn Ihrer frommen, christlichen Gesinnungen. Er wolle Sie, und Ihren edlen Bräutigam, der so wie Sie gesinnt ist, noch ferner segnen. Er wolle Ihnen das Wasser immer in Wein verwandeln. Und das wird Er auch! Denn sollte Er Ihnen auch harte Prüfungen zu Ihrer größern Vollkommenheit zugedacht haben, sollten Sie auch wider Verhoffen arm werden, und mit dem Wasserkruge vorlieb nehmen müssen — so würde Ihnen, bei den edlen Gesinnungen Ihres Herzens, das Wasser doch so gut schmecken und gedeihen, als der kostbarste Wein!“

Noch einmal rief sie, als das Brautpaar ging, ihm dankbar nach: „O Gottes — Gottes Lohn!“

Die
rothen und die weißen Rosen.

[illegible] — Gottes Lohn hier Gott" rief sie [illegible] „[illegible]“ [illegible]

[illegible]

Gnädig [illegible] in Wahrheit, [illegible] der liebe Gott hat [illegible] das Wasser in Wein verwandelt. [illegible] hätten Sie, wenn Sie [illegible] nicht [illegible], daß der liebe Gott Sie [illegible] reich machen würde, wie an Ihrer Hochzeit [illegible] Krug voll so [illegible] köstlichen Weines zum Geschenke bringen zu können. Das ist der Lohn Ihrer frommen, christlichen Gesinnungen. Er wolle Sie und Ihren edlen Bräutigam, der so wie Sie gesinnt ist, auch ferner segnen. Er wolle Ihnen das Wasser immer in Wein verwandeln. — Und das wird Er auch! Denn sollte Er Ihnen auch keine Reichthümer zu Ihrer größern Bequemlichkeit [illegible] haben, sollten Sie auch [illegible] entbehren und mit dem Wasserkruge vorlieb nehmen müssen — so würde Ihnen, bei den edlen Gesinnungen Ihres Herzens, das Wasser doch so gut schmecken und gedeihen, als der köstlichste Wein."

Noch einmal rief sie, als das [illegible] ging, ihr [illegible] nach: „O Gottes [illegible]“

Die rothen und die weißen Rosen.

1.

Klärchen.

Klara war schon als Kind ein ungemein liebliches, hoffnungsvolles Mädchen. Ihr Vater war fürstlicher Jäger, und ein sehr verständiger rechtschaffener Mann; die Mutter eine überaus fromme Frau. Ihre Wohnung, das Jägerhaus genannt, lag in einem einsamen Waldthale; man hatte zu dem nächsten Dorfe, von dem man zwischen zwei waldigen Hügeln bloß die Thurmspitze erblickte, beinahe eine Stunde zu gehen.

Der Vater konnte wenig zu Hause seyn; er brachte den größten Theil des Tages im Walde zu, dessen weiter Umfang ihm Vieles zu thun gab. Die Mutter hatte in ihrer Einsamkeit ihre größte Freude an ihrem lieben Kinde, und ihre Freude nahm von dem ersten kindlichen Lächeln an, so wie das Kind nach und nach reden lernte, immer zu. Die ersten Gedanken und Empfindungen, die es ausdrückte, waren der erfreuten Mutter wie ein zartes Morgenroth, das den schönsten Tag verspricht.

Von Kindheit an zeigte Klärchen eine ganz be=

sondere Lust an Blumen. Als die Kleine kaum vier Jahre zählte, war es ihre größte Freude, auf der nahen Wiese Blumen zu pflücken; sie brachte gar oft beide Händchen voll der Mutter. Die Mutter war daher darauf bedacht, in dem Garten am Hause, der bisher nur zu Gemüsen benützt worden, mancherlei Blumen zu ziehen, und pflanzte in die Mitte des Gartens einen Rosenstrauch.

Klärchen konnte die schönen Primeln und Aurikeln, die Tulpen und Narzissen nicht genug beschauen und bewundern, und als erst der Rosenstock in voller Blüthe stand, war das Entzücken des Kindes ganz unbeschreiblich. „O welch ein liebliches Roth," rief Klärchen, „welch ein angenehmer Wohlgeruch! Wahrlich, die Rosen sind die schönsten Blumen von der Welt. Wie gütig ist doch der liebe Gott, daß er so wunderschöne Blumen für uns wachsen läßt!"

Klärchens Vater hatte, als ein geschickter Feldmesser, den Befehl erhalten, einen weit entfernten Wald auszumessen, worauf er einige Wochen verwenden mußte. „O wie wird sich der Vater freuen," sprach Klärchen öfter, „wenn er nach Hause kommt und die schönen Blumen erblickt!" Das gute Kind, das in seinem Leben die ersten Rosen sah, meinte, auch der Vater habe noch keine Rosen gesehen und konnte seine Ankunft kaum erwarten.

Als er endlich das Thal herauf kam, eilte Klär-

chen in den Garten, pflückte eine frisch aufgeblühte Rose, mit einer halbgeöffneten Knospe daneben, und lief dem Vater entgegen. Klärchen glühte vor Freude, den geliebten Vater wieder zu sehen, und überreichte ihm die schönen Blumen.

Der erfreute Vater blickte bald auf Klärchen, bald auf die Rosen. Das liebliche Kind, das er seit mehreren Wochen nicht gesehen hatte, kam ihm viel lieblicher vor. In der Freude seines Herzens sagte er: „Du selbst, liebes Kind, gleichest dieser Rose; du bist ein solches zartes Rosenknöspchen!“

Klärchen lachte; das holde Kind, das gar nicht wußte, daß es schön sei, konnte die Aehnlichkeit nicht finden. „Du scherzest nur, lieber Vater,“ sagte sie; „wie könnte ich denn einer Rose gleichen? Da müßte ich ja seltsam aussehen! Der Unterschied zwischen einer Blume und einem Menschen ist doch gar zu groß.“

Die Mutter, die nachgekommen war, sagte: „Liebes Klärchen; mache durch dein Wohlverhalten uns Freude, wie die Rose uns durch ihre liebliche Farbe und ihren Wohlgeruch erfreut, und hüte dich vor Eigensinn und Ungehorsam, die uns mehr schmerzen würden, als dich neulich die Dornen an den Rosen.“

Die kleine Klara machte ihren Eltern auch wirklich nichts als Freude. Sie wurde mit jedem Tage blühender und schöner, aber auch mit jedem Tage

artiger und sittsamer. So lebhaft sie war, so gehorchte sie doch ihren Eltern auf den Wink. An allem Guten hatte sie Freude. Man sah sie immer heiter, fröhlich und freundlich. Die holde Kleine war ein liebliches Bild der Unschuld.

2.

Das Grab der Mutter.

Klärchen hatte nunmehr den zehnten Frühling erlebt, und blühte immer schöner auf; allein die Mutter fing gegen Ende des Sommers an, sichtbar hinzuwelken. Man fürchtete eine Auszehrung. Als es Herbst wurde, und das bunte Laub der Bäume abfiel, die Wiesen der Blumen beraubt waren, und ein kalter Wind über die Stoppeln des leeren Aerndtefeldes wehte, lag sie, ohne Hoffnung wieder aufzukommen, danieder. Sie bereitete sich als eine fromme Christin auf den großen Schritt in die Ewigkeit, und benützte ihre letzten Lebenstage noch dazu, ihre liebe Tochter, von der sie bald getrennt werden sollte, zu allem Guten zu ermahnen und vor allem Bösen zu warnen.

„O liebste Klara!“ sagte sie unter anderm, „diese Welt, durch die du hindurch mußt, ist für dich, un=

erfahrnes Kind, voll Gefahren. Gar Vieles in dieser Welt scheint zwar schön und lieblich, ist aber doch nur Schein, und bringt nichts als Reue und Jammer. Halte dich deßhalb immer fest an Gott, wandle wie vor seinen Augen und bete täglich, Er wolle dich in seinen heiligen Schutz nehmen. Trage die Worte Jesu immer im Herzen: „Selig, die ein reines Herz haben. — Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte.“ Ehre deinen Vater, und lasse dich immer von seinem Rathe leiten. Fliehe, fliehe die Schmeichler; die Schlange ist oft unter Blumen versteckt. Ich scheide bald von dir; aber an Gottes Thron werde ich deine Fürbitterin sein.“

Eines Abends, da die liebevolle Mutter sehr schwach war, blickte sie ihre geliebte Klara noch einmal an und sagte: „Klara, bleibe ein frommes, gutes, unschuldiges Mädchen — eine reine edle Seele, und Gott wird mit dir seyn.“ Sie streckte die Hand aus, Klara zu segnen. Todesbläße überzog plötzlich ihr Gesicht, und nach wenigen Augenblicken verschied sie. Klara zitterte und bebte, faßte die kalte Hand der Mutter, brach in einen Strom heißer Thränen aus, und benetzte damit das erblaßte Angesicht der geliebten Mutter. Unter tausend Thränen begleiteten der Vater und Klärchen die Leiche, die auf dem Gottesacker zu Eschenbach, dem nächsten Dorfe, zur Erde bestattet wurde.

Vater und Tochter besuchten das Grab der seligen Mutter jeden Sonntag nach dem Gottesdienste. Der Vater hatte es mit reinem grünen Rasen belegt, und ein einfaches schwarzes Kreuz darauf errichtet. Klara sagte: „Wollen wir nicht den Rosenstock aus unserm Garten auf das Grab der Mutter pflanzen?“ „Ach,“ sagte der Vater, jenen Rosenstock hat noch deine Mutter gepflanzt! Wir wollen ihn stehen lassen; er ist mir ein zu werthes Andenken an sie. Ich werde mir einen andern Rosenstock zu verschaffen wissen, und ihn auf das Grab pflanzen, das uns so werth ist. Er brachte noch im Spätherbste einen schönen Rosenstock aus der Stadt mit, und setzte ihn, indem Klärchen mit weinenden Augen dabei half, auf das Grab.

Es ward wieder Frühling. Alles lebte neu auf. Der Wald prangte mit frischem Grün, und Wiese und Garten mit Blumen. Allein dem traurigen Klärchen kam der Frühling diesmal nicht so schön vor als ehemals. Sie hatte die gute Mutter noch im frischen Andenken — und oft wandelte sie noch, bald allein, bald mit ihrem Vater zum Grabe der Mutter, dessen grüner Rasen von dem reichlich belaubten Rosenstocke beschattet war.

Eines Tages kam nun Klara mit ihrem Vater wieder zum Grabe. Allein wie erstaunt, wie erschrocken stand das gute Mädchen da! Sie hatte noch

in ihrem Leben keine weißen Rosen gesehen, auch nichts von weißen Rosen gehört — und sieh da, alle Rosen und aufbrechende Knospen an dem Rosenstrauche auf ihrer Mutter Grabe blühten weiß, wie die Lilien. Das lieblich blühende Mädchen wurde vor Schrecken so blaß, daß ihre Wangen den weißen Rosen glichen.

„Was hat das zu bedeuten!“ rief Klara. „Weiße Rosen, weiße Rosenknospen! Ach mir ists, ich sehe in jeder Knospe den blassen Tod! Schön und lieblich, wie eine rothe Rose, blühte die Mutter, als sie noch gesund war; allein so blaß und bleich, wie diese weißen Rosen, war ihr Angesicht, da sie entschlafen war. Ich kann diese Blumen ohne Schrecken nicht ansehen; mir schaudert, eine zu pflücken.“

„Du darfst nicht erschrecken, liebes Kind!“ sagte der Vater. „Ein Rosenstrauch, der weiße Rosen trägt, ist nichts so ausserordentliches, als du denkst. In manchen großen Gärten gibt es deren die Menge. Einen solchen Strauch mit weißen Rosen pflanzte ich auf das Grab deiner Mutter, weil er mir auf einem Grabe schicklicher schien, als ein Strauch mit rothen Rosen. Ich sah es allerdings voraus, der Anblick der weißen Rosen werde dich überraschen. Es kann aber der Anblick dieser weißen Rosen eben so lehrreich für dich werden, als überraschend er für dich war.“

„Ja, liebe Tochter!“ fuhr der Vater fort, und

nahm sie liebreich bei der Hand. „Du bist das Bild deiner Mutter. Noch schmückt das unverdorbene Roth der Jugend, schöner als rothe Rosen, deine Wangen. Aber sieh! auch du wirst dereinst erblassen, wie deine einst so schön blühende Mutter. Auch deine rothen Wangen werden dereinst — vielleicht bald! — den weißen Rosen hier gleichen.“

„Was deine Mutter mit ihrem todtenbleichen Angesichte dir auf ihrem Sterbebette gesagt hat, eben das sagen dir diese Rosen hier auf ihrem Grabe: Kind, sieh, wie blaß der Tod macht! Bilde dir daher nichts ein auf die blühende Farbe des Gesichts; die rothen Wangen vergehen bald. Die Schmeichler werden zwar kommen und dich schön nennen; aber gieb nie einem Schmeichler, der dich erst eitel und dann leichtsinnig machen will, Gehör. Denke, daß auch du einmal sterben mußt. Alle Schönheit welkt gleich den Rosen bald dahin; die Unschuld hingegen hat einen ewigen Werth! Sie ist das kostbarste Kleinod. Bewahre deine Unschuld! Der Leib modert bald im Grabe; die Seele aber ist unsterblich und zu einer unaussprechlichen Herrlichkeit, zu einer unendlichen Seligkeit bestimmt! Bewahre deine Seele! Verschmähe die niedern Lüste der Erde! Denke in den Augenblicken, da dir das Böse angenehm und reizend vorkommt: „Wenn ich einst blaß und bleich auf dem Sterbebette daliegen werde, müßte es mich nicht schmerzlich reuen und

mir meine letzten Stunden schrecklich verbittern, Böses gethan zu haben?« — Das frage dich in der Stunde der Versuchung, und du wirst nichts Böses thun.«

„Pflücke daher, liebe Tochter, immerhin eine solche Rose, und stecke sie vor die Brust. Die weiße Blume erinnere dich, daß der Tod blaß und bleich mache; noch mehr aber soll die reine weiße Blüthe dich erinnern, rein und schuldlos zu leben. Wer rein und schuldlos lebt, darf den Tod nicht fürchten. Nimm dir vor, so zu leben, daß der jungfräuliche Kranz einst dein Haupt am Brautaltare, oder doch wenigstens dein Grab, mit Recht zieren möge. So oft du eine weiße Rose siehst, erneuere diesen Vorsatz.«

3.

Die Base.

Die liebevolle Mutter war bisher Klarens einzige Erzieherin und Lehrerin gewesen. Denn der Vater hatte bei seinem mühevollen Forstdienste keine Zeit dazu; und die Schule des nächsten Dorfes war für das zarte Mädchen zu weit entfernt. Die Mutter hatte das Kind daher lesen und schreiben

gelehrt; die Frömmigkeit der Mutter, ihre lehrreichen Gespräche waren für Klara die trefflichste Schule. Der Vater schickte sie jetzt, nach dem Tode der Mutter, nach Eschenbach in die Schule. Allein außer dem christlichen Unterrichte, den der Ortspfarrer sehr gut gab, wußte Klara schon Alles, was in dieser Schule gelehrt wurde. Auch zu Hause konnte Klara von häuslichen Geschäften und weiblichen Arbeiten wenig lernen. Die alte Magd, welche die Haushaltung führte, war wohl recht fromm und gut, allein sie wußte doch hundert Dinge nicht, die Klara hätte lernen sollen. Der Vater entschloß sich daher, so schwer es auch seinem Vaterherzen ankam, Klara auf einige Zeit seiner Schwester anzuvertrauen, die mehrere Meilen weit entfernt in einer ansehnlichen Stadt wohnte. Sie war die Wittwe des sehr rechtschaffenen Kaufmannes Burk, hatte keine Kinder, handelte mit Seidenwaaren, Flor und Spitzen, auch mit Putzwaaren, die sie zum Theil selbst verfertigte, und war eine sehr gute Frau. Der Vater schrieb an sie, ob sie dazu geneigt wäre, an Klara Mutterstelle zu vertreten?

Indem er auf Antwort wartete, kam auf einmal Abends eine Kutsche vor dem Jägerhause angefahren, und Frau Burk, seine liebe Schwester, stieg aus, und grüßte ihn auf das freundlichste. Sie hatte Klara seit drei Jahren nicht mehr gese=

hen, und rief erstaunt: „Ei wie groß und hübsch bist du indeß geworden. Nun, willst du jetzt mit mir in die Stadt?“ Klara lachte und sagte: „O ja, eine Spazierfahrt in die Stadt hätte ich schon lange gern gemacht.“ Der Vater hatte ihr von seinem Vorhaben noch nichts gesagt. Darum nahm sie die Sache so leicht. Allein da sie nun hörte, sie solle ein oder zwei Jahre in der Stadt bleiben — so wußte sie nicht, wie ihr zu Muthe war. Mit der Tante, oder wie Klara sich ausdrückte, der freundlichen Base, in die Stadt zu reisen, war ihr wohl erfreulich; allein der Gedanke, sich von ihrem lieben Vater zu trennen, war ihr höchst schmerzlich.

Der Vater stellte ihr die Nothwendigkeit vor, in der Stadt noch Vieles zu lernen, und Klara war dazu bereit. „Nur,“ sprach der Vater, „nichts von den vornehmen Künsten! Zeichnen, Klavierspielen, feine Stickereien und künstliche Strickereien sind nur für adelige Fräulein, die von ihrem Einkommen leben können, und die Hausgeschäfte ihrer Dienerschaft überlassen. Ein bürgerliches Mädchen soll im Kochen, im Nähen und Flicken, im gewöhnlichen Stricken, im Waschen und Bügeln, und in Allem, was zu Führung einer Haushaltung nöthig ist, wohl unterrichtet seyn.“

„Das soll sie Alles lernen, theils in meinem Hause, theils in der Töchterschule,“ sagte Frau

Burk, und Klara zeigte alle erdenkliche Lust dazu.

Frau Burk blieb drei Tage, und Klara gewann die liebevolle Frau von Herzen lieb, und nannte sie nicht anders, als liebe Base. Als indeß der Morgen zur Abreise anbrach, das Posthorn erklang, die Kutsche bereit stand, und Klara von ihrem geliebten Vater Abschied nehmen sollte, fing sie schmerzlich an zu weinen. Sie bat um den väterlichen Segen, und kniete nieder. Der Vater, dem auch Thränen in den Augen standen, segnete sie. „Gott sey mit dir, liebes Kind,“ sprach er; „Er begleite dich auf allen deinen Wegen, und führe dich fromm und gut, gesund und fröhlich, und in Allem, was dir zu wissen nothwendig ist, wohl unterrichtet, wieder in meine Arme zurück.“

Frau Burk versprach, wie eine Mutter für Klara zu sorgen. Der Vater begleitete Beide an die Kutsche; sie stiegen ein, und der Vater bot Klaren noch einmal die Hand in die Kutsche. Klara zerfloß in Thränen. Die Kutsche fuhr ab und ehe die Sonne unterging, befand Klara sich in der Stadt.

4.

Klärchen in der Stadt.

Frau Burk hatte in der Stadt ein schönes Haus, und wies Klaren ein eigenes, ausgemaltes Zimmer an, dergleichen Klara noch nie gesehen hatte. Klara besuchte die Töchterschule, und brachte die übrigen Stunden des Tages mit der Tante am Nähtische zu. Die Tante bemerkte mit Vergnügen, daß Klara die Nadel sehr gut zu führen wußte, und ein ganz vorzügliches Talent zum Putzmachen zeige; auch an Klarens kindlichem Betragen, ländlichen Sitten und guten Einfällen ergetzte sich die Tante sehr. Sie hatte das gute Kind so lieb, als wäre es ihre eigene Tochter, und auch Klara liebte und ehrte die Tante als eine Mutter.

Indeß sehnte Klara sich in der Stille doch recht herzlich zurück zu ihrem Vater, und wenn sie so neben der Tante am Nähtischchen saß, wandelte sie in Gedanken auf ihren väterlichen Fluren umher. Die Tante bemerkte es wohl. „Du bist wieder ganz in Gedanken," sagte sie einmal. „Sollte es denn in der Stadt nicht angenehmer seyn, als auf dem Lande? Dort hattest du ja nur ein kleines, enges Kämmerlein mit holzbraunen Wänden und einem kleinen Fenster; hier aber wohnen wir in einem großen Zimmer mit Spiegelfenstern und blauen Tape=

ten voll bunter Blumen, und auch dein Schafzimmer hat solche Fenster, und ist recht hübsch ausgemalt.“

„Ei!“ sagte Klara, „die Wände meiner Kammer waren freilich nur braunes Holz, und das einzige Fenster mit den runden Scheiben war gar klein. Allein durch das kleine Fensterlein strahlte der goldene Morgenhimmel in aller seiner Pracht herein, daß es eine Lust war. Die aufgehende Sonne malte die runden Scheiben und die Blätter der Bäume vor dem Fenster an die Wand ab, daß es recht schön zu sehen war. Wenn ich das Fenster öffnete, blickte ich in ein Paradies von blühenden Wiesen und grünenden Wäldern. Hier in der Stadt aber sah ich die Sonne noch nie aufgehen, und noch niemals einen Regenbogen; ich sehe durch die hohen Fenster nichts, als die grauen Mauern und die braunen Dächer der Nachbarn.“

„Nun,“ sagte die Tante, „so gefallen dir denn die breiten Straßen mit den großen herrlichen Häusern nicht besser, als die schmutzigen Dorfstraßen zwischen den niedrigen Strohhüten zu Eschenbach?“

„Prächtiger,“ sagte Klara, „sind diese Straßen hier wohl, allein man sieht da doch fast nichts als Steine. Auf dem Lande wandelte ich wie auf einem grünen Teppich, der mit Blumen gestickt ist; hier verwundet mir das harte Steinpflaster Füße

und Augen; und sind die Häuser auf dem Lande gleich nur mit Stroh gedeckt, so stehen doch Bäume mit schönen Blüthen oder Früchten umher, und die Strohhütten nehmen sich dazwischen gar nicht übel aus.«

„Du redest von nichts lieber, als von deinen Wiesen und Bäumen,« sagte die Tante. „Allein was ihr auf dem Lande mit vieler Mühe von Aeckern, Wiesen und Bäumen gewinnt, das können wir in der Stadt für ein leichtes Geld im Ueberfluß haben.«

„Freilich wohl,« sagte Klara; „aber solche treffliche schäumende Milch, wie ich zu Hause hatte, bekam ich dahier noch nie zu kosten. Die Erdbeeren, die ich im Walde selbst pflückte, waren so duftig und würzig, daß die auf dem Markte nichts dagegen sind. Die gelben Birnen, die blauen Pflaumen, die uns auf dem Lande ganz frisch vom Baume in den Schoos fallen, sind ohne Vergleich besser, als all die Früchte, die man, nachdem sie lange genug herum geschleppt worden, hier auf dem Markte kauft.«

„Das mag seyn!« sagte die Base. „Allein du siehst und hörest in der Stadt doch Manches, wovon ihr auf dem Lande gar nichts wisset. War die Illumination vorgestern Nachts nicht prächtig? Und Herrlicheres, als die Musik mit den Schellen und der großen Trommel hast du doch in deinem Leben nichts gehört?«

„Je nun,“ sagte Klara, „die vielen tausend Lichtlein waren artig genug. Allein wenn ich mit dem Vater und der seligen Mutter nach einem schwülen Tage so auf der Bank vor dem Hause saß, der Mond über den Wald herauf kam und die lieben Sternlein funkelten, so gefiel mir das doch viel besser; und wenn die selige Mutter und ich, und der Vater mit seiner sanften, tiefen Stimme das alte schöne Lied sangen: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen,“ so ging mir das wirklich mehr zu Herzen, als jede lärmende Musik. Es war so was Stilles, Liebliches und Heiliges dabei, das ich nicht nennen kann.“

„Sing einmal einige Strophen des Liedes,“ sagte die Tante. „Du hast eine so schöne, helle Stimme; ich höre dich gar zu gern.“ Klara sang:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget,
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Gott, laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,

Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß wahrhaft gut uns werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich seyn.

Die Tante bot ihr gerührt die Hand und sagte: „Du hast das Lied mit Andacht und Anmuth gesungen, liebe Klara! Es klang nicht nur schön; jedes Wort kam aus deinem Herzen. Bleibe bei dieser frommen Gesinnung.“

5.

Der Tod des Vaters.

Die größte Freude war es immer für Klara, wenn ihr Vater sie in der Stadt besuchte, was des Jahrs ein paarmal geschah; auch dem Vater machte es allemal unbeschreibliche Freude, von seiner Tochter nichts als Gutes zu hören. Als er wieder einmal kam, hatte er zu Klarens Schrecken merklich gealtert und sah sehr blaß aus. „Liebe Klara,“ sagte er unter anderm, „du bist nun bald zwei Jahre in der Stadt, und hast für ein Mädchen deines Standes genug gelernt. Du bist mir jetzt zu Hause nöthig. Ich habe nun einen Forstgehülfen, komme nicht mehr so viel in den Wald, und vermisse dich in meiner Einsamkeit sehr hart.

Zu Ende des Schuljahres werde ich wieder hieher kommen, und dich dann mit nach Hause nehmen. Ich hoffe, du werdest mir den Rest meiner alten Tage noch recht angenehm machen.“

Die Tante hätte Klara freilich gern für immer bei sich behalten; indeß wollte und konnte sie gegen den Wunsch des Vaters nichts einwenden. Klärchen aber zählte Tage und Stunden, bis ihr Vater sie abholen würde.

Da trat eines Morgens der Briefträger mit einem schwarz gesiegelten Briefe herein. Die Adresse an die Frau Burk war von der Hand des Pfarrers zu Eschenbach. Klara erblaßte, und eine traurige Ahndung machte sie beben. Mit zitternder Hand überreichte sie den Brief der Tante. Die Tante öffnete den Brief und las ihn. Klarens Vater war nach einem kurzen Krankenlager gestorben. Klara war vor Schmerz und Jammer fast außer sich.

Die Tante tröstete sie. „Gott habe ihn selig!“ sagte sie; „er war ein frommer, rechtschaffener Mann, und ist nun bei deiner seligen Mutter im Himmel; wenn wir fromm und christlich leben, kommen wir auch dorthin und sehen einstens Beide wieder.“ Allein Klara weinte und schluchzte unaufhörlich; ihre lieblichen Augen waren von Thränen ganz roth und geschwollen. Sie konnte weder essen, noch schlafen.

Am andern Morgen, als Klara mehrmal aus=

rief: „Ach ich arme, arme Waise ohne Vater und Mutter!“ sprach die Tante: „Ich nehme dich nun an Kindesstatt an, liebes Klärchen, und werde eine gerichtliche Urkunde darüber ausstellen lassen. Mein Haus, mein Laden und Alles, was ich habe, soll dein seyn.“

„Ach,“ sagte Klara, „daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß mein Vater mir nur ein geringes Vermögen hinterläßt. Was mich so tief betrübt, ist einzig der Verlust eines so guten, liebevollen Vaters! Der größte Reichthum, ja ein Königreich kann ihn mir nicht mehr ersetzen. Ich wünsche nun in dieser Welt nichts mehr als zu sterben, und zu meiner guten Mutter, und meinem lieben Vater in den Himmel zu kommen.“

6.

Fräulein Julie.

Einige Tage, nachdem Klara die Trauernachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten hatte, mußte sie einige Putzarbeiten zu Frau von Hügel tragen. Diese Frau war eine sehr ehrwürdige Wittwe. Ihr Mann war fürstlicher Oberamtmann auf dem Lande gewesen, und vor einem halben

Jahre gestorben. Sie war bald nach dessen Tod mit ihrer Tochter Julie, einem sehr liebenswürdigen Fräulein von Klarens Alter, in die Stadt gezogen, und lebte hier von ihrem Wittwengehalt. Klara war schon einige Male mit Putzwaaren dort gewesen, und die Frau hatte allemal sehr freundlich mit ihr geredet. Da Klara diesmal ganz schwarz gekleidet kam, und ihre Miene voll unbeschreiblicher Wehmuth war, fragte die Frau, warum Klara Trauerkleider trage? Klara brach in Thränen aus, und sagte, daß ihr Vater gestorben sey, und schon früherhin ihre Mutter. Frau von Hügel fragte weiter, woher Klara sey, und wer ihre Eltern gewesen. Klara sagte es.

„Gott im Himmel!“ rief die Frau, „deine Mutter habe ich ja recht gut gekannt! Sie hat, da ich noch bei meinen Eltern war, in unserm Hause gedient. Ach so ist sie schon so frühe gestorben! Sie war eine gute, edle Seele. Auch deinen Vater habe ich gekannt; er kam in Amtsgeschäften öfter in unser Haus. Er war ein sehr rechtschaffener Mann. Nun Beide haben es jetzt im Himmel besser als wir! Wir wollen hier auf Erden so leben, daß wir auch einst dorthin kommen mögen.“

Fräulein Julie nahm an Klarens Jammer, die schmerzlich weinte, den herzlichsten Antheil; ihr Schmerz über den Verlust ihres eigenen Vaters wurde erneuert. Auch sie fing an von Herzen zu

weinen, und auch der Mutter standen Thränen in den Augen. Alle drei waren sehr gerührt.

Gemeinschaftliches Leiden stiftete eine Art Freundschaft zwischen ihnen. Da überdies Frau von Hügel und Julie aus Klarens Erzählung ihren hellen Verstand und ihr edles Herz, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe zu ihren Eltern, ihren Sinn für alles Gute erkannten, so gewannen sie das edle Mädchen, wiewohl sie sich kaum eine halbe Stunde aufhalten durfte, doch sehr lieb. Klara mußte versprechen, Sonntags nach dem nachmittägigen Gottesdienste, sie zu besuchen, und kam sehr vergnügt nach Hause.

Klara ging Sonntags hin und wurde sehr gütig aufgenommen und bewirthet. Sie mußte von ihrer Mutter erzählen, was sie gern und mit Lebhaftigkeit that. Julie zeigte Klärchen ihre Arbeiten, ihre Bücher. Sie setzte sich an das Klavier und spielte mit vieler Fertigkeit; hierauf sang sie ein schönes Lied. Klara kannte es, und sang mit. Julie verwunderte sich über Klarens vortreffliche Stimme. Klara mußte Julien versprechen, jeden Sonntag zu kommen. Beide sangen dann zusammen, bald ein geistliches, bald ein weltliches Lied. Julie las auch aus ihrem kleinen, aber auserlesenen Vorrathe von Büchern vor, in denen Belehrung und Unterhaltung sehr glücklich vereint waren. Klara hörte mit Entzücken zu. Sie zeigte das lebhafteste Gefühl für alles Gute und Schöne. Bei

rührenden Stellen glänzten Thränen in ihren Augen; wo ein witziger Einfall vorkam, faßte sie ihn schnell auf, und konnte recht von Herzen lachen. Sie unterhielten sich sehr gut.

Julie bat ihre Mutter, Klaren nun auch Arbeit im Hause zu geben, um sie länger bei sich zu haben — und Klara brachte oft zwei bis drei Tage nach einander bei Julie zu. Während der Arbeit und bei Tische, wo Klara mitessen durfte, wußte die Mutter immer sehr viel Schönes und Nützliches zu erzählen. Da verflossen die Stunden sehr schnell. Klärchen schätzte sich sehr glücklich, in dem Umgange mit einer so weisen, gütigen Frau und dem vortrefflichen Julchen so vieles zu lernen. Sie fühlte sich immer besser und im Guten gestärkt, wenn sie von ihnen nach Hause ging. Auch die Base war sehr erfreut, daß Klara, wenn sie nach Hause kam, immer so viel Angenehmes zu erzählen wußte.

Klara ging nun jeden Abend, auch wenn sie keine Arbeit dort hatte, sobald sie zu Hause Feierstunde gemacht hatte, zu Julchen, und blieb, bis man das Licht anzündete. Sie dankte Gott, der sie an Julie eine so theure, liebenswürdige Freundin hatte finden lassen. Sie ward über den Tod ihres Vaters nach und nach getröstet, und erlangte wieder ihre vorige Heiterkeit.

7.

Der junge Herr von Winnig.

Klara erreichte nunmehr ihr achtzehntes Jahr. Ihre wirklich ungemeine Schönheit, ihre Freundlichkeit, ihr ungekünsteltes Betragen, ihre Artigkeit, und die Heiterkeit eines Herzens voll Unschuld, die ihr aus den Augen leuchtete, zog vieler Augen auf sie.

Eines Tages kamen zwei Fräulein in den Laden, die Töchter des Wechselherrn von Winnig, der sich hatte adeln lassen und für sehr reich galt. Jede der Fräulein kaufte Taffet zu einem Kleide. Sie fanden den Preis des schönen Taffets gar nicht zu hoch, sagten, Frau Burk solle den vollen Betrag in den Jahreskonto bringen, und baten sie, zu erlauben, daß Klara auf einige Tage zu ihnen in das Haus kommen dürfe, und ihnen die Kleider machen helfe. Die Base gestattete dieses sehr gern. Klara ging den andern Morgen hin. Beide Fräulein begrüßten sie sehr freundlich. Man setzte sich um den Arbeitstisch. Allein die zwei Fräulein arbeiteten wenig. Sie erzählten unter der Arbeit, die sie nur als Zeitvertreib behandelten, allerlei Stadtneuigkeiten, die zum Theil nicht fein waren. Sie wußten sich über die Thorheiten der Menschen sehr lustig zu machen; es wurde viel gelacht.

Nach einer Weile kam der Herr Bruder der Fräulein. Er war sehr angenehm von Gestalt, nach der neuesten Mode gekleidet, wußte über Alles mit Leichtigkeit zu sprechen, und Jedermann etwas Artiges zu sagen. „Was für einen Engel habt ihr da in eurer Gesellschaft!“ rief er, und setzte sich zu ihnen. Er überhäufte Klara mit Schmeicheleien. So viel Artiges hatte ihr noch Niemand gesagt. Obwohl ihr nicht Alles gefiel, was er sagte, so gefielen ihr doch seine Schmeicheleien sehr wohl. Seine schöne Gestalt, sein Witz, seine Beredsamkeit machten in den Augen des unerfahrnen Klärchens alle seine Fehler wieder gut. Der junge Eduard ward bald ihr einziger Gedanke. Sie träumte wohl gar, der junge Herr wolle sie heirathen. Sie kleidete sich nun viel zierlicher; sie kam auf die Einladungen ihrer zwei neuen Freundinnen öfter in dieses Haus, und vernachläßigte ihre liebe, treue Freundin Julie und ging selten mehr zu ihr.

8.

Frau von Hügel.

Frau von Hügel vernahm mit Schmerzen, daß Klara jenes Haus besuche. Sie zitterte für Klarens

Unschuld, Ehre und Lebensglück. Sie wußte, daß die beiden Fräulein, deren Mutter nicht mehr lebte, nicht im besten Rufe standen, daß aber besonders der junge Herr von Winnig, so artig er sich auch zu geberden wußte, ein schlechter Mensch und ein listiger Verführer der Unschuld sey.

Die Schwestern begünstigten die Ausschweifungen des Bruders, und halfen noch dazu, weil auch er ihre Leichtfertigkeit übersah, oder bloß darüber scherzte. Der alte Herr von Winnig war zwar nach seiner Weise ein guter Mann; allein blind gegen die Fehler seiner Kinder. Er saß den Tag hindurch bei seinen Handlungsbüchern, rechnete und zählte Geld; und Abends ging er, auf zwei oder drei Stunden in Gesellschaft, wo er sich mit seinen Freunden bei einem Glas Wein, mit den Zeitungen oder dem Kartenspiel unterhielt, und die Wirthschaft zu Hause gehen ließ, wie sie ging. Es kamen dort immer mehrere lustige junge Leute zusammen, und unterhielten sich mit allerlei Spielen, Musik und Tanz.

Die edle Frau von Hügel warnte deßhalb Klärchen mit der wohlmeinendsten Redlichkeit. „Mein liebstes Klärchen,“ sprach sie unter anderm, „du kannst schon noch glücklich werden, wenn du so fromm und tugendhaft bleibst, als du schön bist. — Ein liebliches Gesichtchen ist wohl eine Gabe Gottes, und immerhin Dankes werth. Allein bei

dem Allem ist es dennoch nicht nur ein sehr hinfälliges, sondern auch ein sehr gefährliches Geschenk. Du hältst es für das größte Glück, schön zu seyn; sey vorsichtig, sonst kann es das allergrößte Unglück für dich werden. Du kleidest dich all zu prächtig! Es ist wohl schön und lobenswerth, wenn man nett und reinlich gekleidet einhergeht. Allein sich über Stand und Vermögen kleiden, das ist nicht recht, und setzt ein Mädchen in den Augen vernünftiger Menschen nur herab. Wer sich von Allen gern Schmeicheleien sagen läßt, wird am Ende von Keinem geachtet. Ein hübsches, geputztes, lustiges Mädchen, wenn es nichts weiters ist, mag man wohl einmal zum Tanze führen; aber sie zum Altare zu führen, wird sich ein vernünftiger Mann bedenken. Gott fürchten, fromm seyn, fleißig arbeiten, still und eingezogen leben — macht eine Jungfrau angenehm vor Gott und Menschen, und ziert sie mehr als Gold und Perlen. Für eine solche sorgt Gott, damit sie eine gute Versorgung bekomme, und beschert ihr Glück und Segen. — Es gilt auch da, wie überall: „Die Gottseligkeit ist zu allem nütze, und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens.“ Leichtfertigkeit aber, Tanzlust, Gefallsucht machen elend an Leib und Seele, und stürzen in zeitliches und ewiges Verderben. Du hast da zwei Wege vor dir — einen, der Anfangs etwas rauh seyn mag, aber zum Heile führt — den an=

dern, der Anfangs mit Blumen bestreut scheint, aber in einen Abgrund stürzt. Du magst nun von diesen zwei Wegen wählen, was für einen du willst, so wirst du — denke an mich! — am Ende jedes Wort, das ich dir sagte, wahr finden; deine eigene Erfahrung wird es bestätigen."

Julie, die dabei stand, hatte helle Thränen in den Augen. Sie faßte Klärchen's Hand und sagte: „Ach liebste Freundin! Du hast so viel Gutes — Verstand, Gefühl, — eine gute Erziehung, eine schöne Gestalt; o wie würde es mich schmerzen, wenn du unglücklich werden solltest. Laß uns Beide den weisen Lehren meiner Mutter Gehör geben."

Klara ward sehr gerührt, und versprach, so gute, treue Ermahnungen nicht unbefolgt zu lassen.

9.

Einladung zum Tanze.

Klara kam sehr nachdenkend nach Hause, und faßte, während sie in dem Laden bei ihrer Arbeit saß, die besten Vorsätze. Sie machte, weil es Samstag war, etwas früher Feierabend, und wollte eben den Laden schließen. Da trat noch der junge

Herr von Winnig herein, kaufte für seine Schwestern Ball-Handschuhe und sagte: „Morgen, meine schöne Freundin, ist ein großes Fest. Der neue Tanzsaal in dem englischen Park, eine Stunde von hier, wird eingeweiht. Meine Schwestern fahren Morgens sogleich nach dem Gottesdienste dahin, und lassen Sie dazu einladen. Wir speisen draußen zu Mittag, dann wird getanzt, und Abends noch ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Daß ich bei einer solchen Feierlichkeit nicht fehlen dürfe, versteht sich. Noch viel weniger dürfen Sie fehlen. Sie werden die schönste Zierde, ja die Königin des Festes seyn. Nehmen Sie hier dieses Bouquet frischer Rosen, das ich hier vor die Brust gesteckt habe; — es sei Ihnen ein Unterpfand, daß ich den Tanz mit Ihnen eröffnen werde. Die schönen rothen Rosen sind ein Sinnbild der Freude. Sie, meine theuerste Freundin, werden gewiß viele Freude haben.“

Klara nahm die Rosen, und versprach zu kommen. Bei dem Abendessen bat Klara ihre Tante um die Erlaubniß, morgen mit den zwei Fräulein von Winnig eine Spazirfahrt machen zu dürfen. Die Tante erlaubte es mit Vergnügen. Die gute Frau verstand sich zwar sehr gut darauf, Seidenwaaren und feine Spitzen zu beurtheilen; aber die Menschen kannte sie nicht. Was man von dem jungen Herrn und seinen Fräulein Schwestern sagte,

hielt sie für eitle Klatscherei, weil die zwei Fräulein immer bei ihr einkauften. Es schmeichelte ihr, Klara, ihre junge Base, so geehrt zu sehen. Sie zweifelte gar nicht, Herr von Winnig werde das schöne Mädchen heirathen. „Warum denn nicht?“ sagte sie. „Die Kammerjungfer der zwei Fräulein, die gestern mehrere Ellen Band bei mir kaufte, sagte mir ja im größten Vertrauen: „Mamsell Klara wird, wenn sie nur will, unsere gnädige Frau.“

10.

Eine wunderbare Erscheinung.

Der folgende Morgen war sehr schön und wolkenlos, und versprach den herrlichsten Tag. Klara war schon sehr früh aufgestanden, und brachte wohl eine Stunde vor dem Spiegel zu, ihre reichen dunkeln Locken zu ordnen, mit einer Schnur großer Glanzperlen zu durchschlingen, und die neuen, goldenen Ohrenringe einzufügen. Sie kleidete sich sonntäglich, um die Kirche zu besuchen, legte aber ihr schönstes Musselinkleid zurecht, um bei der heutigen Lustfahrt damit zu prangen.

Auf dem Wege zur Kirche gesellte sich Julchen

zu ihr. „Ach, liebstes, liebstes Klärchen,“ sagte Julie, „soll es denn wirklich wahr seyn, daß du deinen Vorsatz so schnell geändert, und heute schon wieder zum Tanze gehen wollest? Thu' doch das nicht! O du liebe Freundin, wie wäre es so Schade um dich, wenn du ein Opfer des Leichtsinnes werden solltest! Der Hang zu diesen eiteln Vergnügungen bringt dich um jene edleren Freuden, die ein Vorgeschmack des Himmels sind. Die wilden Tänze, die aus schlechten Schenken nun in die Tanzsäle der Vornehmen übergegangen sind, raubten schon manchem Mädchen die Gesundheit des Leibes und der Seele. Glaube auch den luftigen Versicherungen dieses jungen Herrn von Windig nicht. Sie gleichen den glänzenden Glasperlen, die du da im Haare hast — die nicht ächt und sehr zerbrechlich sind. Dieser Herr von Winnig heirathet kein Mädchen, die ohne Vergleich weniger Vermögen hat, als er. Denn obwohl deine Tante dir Haus und Laden überlassen will, so hält er, im Vergleich mit sich, dich dennoch für arm. Er hat keine edle Absichten. Ihm ist es nur um Zeitvertreib. Ach, laß dich doch warnen, liebstes Klärchen! Du bist wahrlich in Gefahr, auf dem Wege, den du gehst, Unschuld und Ehre zu verlieren, und dich für dein ganzes Leben in unermeßlichen Jammer zu stürzen.“

Klara antwortete verdrießlich: „Eduard ist nicht so schlecht, als ihr denkt. Er ist wohl der edelste

seines Geschlechtes. Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben, mit in den Park zu fahren, und kann es nun nicht mehr zurücknehmen. Doch mit diesen Gesprächen versäumen wir nur den Gottesdienst, und kommen zu spät.« Sie verließ Julie und eilte voraus.

In der Kirche war Klara sehr zerstreut, und ihr Geist war nicht zugegen. Nach beendigtem Gottesdienste begab sie sich sehr eilfertig nach Hause, zog das feine, weiße Kleid an, blendender als Schnee, setzte einen rosenfarbenen Tafethut auf, und wollte nur noch die Rosen vor die Brust stecken, die Herr von Winnig ihr verehrt hatte. Sie hatte die Rosen in dem Nebenzimmer, wo es kühler war, in frisches Wasser gestellt. Allein indem sie eilig in das Zimmer trat und den Arm ausstreckte, das Sträuschen zu nehmen, blieb sie plötzlich wie vom Blitze getroffen, stehen, und zog den ausgestreckten Arm erschrocken zurück. Anstatt der rothen Rosen, die sie dahingestellt hatte, erblickte sie weiße Rosen. Sie hatte, seitdem sie das letzte Mal am Grabe ihrer Mutter geweint hatte, keine weißen Rosen mehr gesehen. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, und ihr ward seltsam zu Muthe. Es war ihr nicht anders, als stände sie am Grabe ihrer Mutter. Die letzten Ermahnungen ihrer sterbenden Mutter, die Reden ihres verstorbenen Vaters am Grabe der

Mutter, die guten Vorsätze, die sie dort gefaßt hatte, kamen ihr in diesem Augenblicke mit Einem Male wieder zu Sinne. „Ach Gott," sprach sie, „mir ist es, als höre ich die Stimme meiner geliebten Mutter mir aus dem Grabe zurufen: „Klara, bewahre deine Unschuld!" als wiederhole mein ehrwürdiger Vater mir die ernsten Worte, die er mir dort am Grabe der Mutter und noch beim Abschiede gesagt hat: „Klara, bewahre deine Seele!" Ach, du gute Mutter, du lieber Vater — ich habe eure Ermahnungen schlecht befolgt!" Sie fing an zu weinen, und reichliche Thränen flossen über ihre schreckenblassen Wangen.

In diesem Augenblicke kam Julie herbei, die sich, ohne daß Klara es merkte, in dem Nebenzimmer verborgen hatte. „O Julie!" rief Klara, und eilte mit nassen Augen und offenen Armen auf sie zu. „Du bist mein guter Engel. Du hast mir diese weißen Rosen hieher gestellt, mich zu warnen. Du weißt aus meiner Jugendgeschichte, welchen Eindruck der Anblick weißer Rosen auf mich machen müsse. O mehr als alle Worte sprechen diese Blumen zu meinem Herzen! Ich war sehr eitel, thöricht und leichtsinnig! Kannst du mir verzeihen? O vergieb mir — ich will mich gewiß befleißen, deine mir so unbeschreiblich theure Freundschaft aufs Neue zu verdienen. Ja, du bist eine wahre Freundin — immer sagtest du mir die

Wahrheit, auch da ich sie nicht hören wollte, und als ich gar kein Ohr mehr dafür hatte, war deine Liebe sinnreich genug, durch diese weißen Blumen zu meinen Augen zu sprechen, und so ein neues Mittel zu finden, mich zu erschüttern."

Julie fiel ihr weinend um den Hals. „O! in diesem Augenblicke," sprach sie, „bist du meine Freundin, wie zuvor. Ja, wir wollen uns aufs Neue die Hand reichen, und Hand in Hand den Pfad der Tugend gehen. Rein und fleckenlos seyen unsre beiden Herzen — wie diese zwei weißen Rosen; so werden die Freuden, deren Sinnbild ihre rothen Schwesterblumen sind, uns nicht ausbleiben." Sie nahm das Paar weiße Rosen, steckte Klara die Eine, und sich die Andere vor die Brust und sagte: „Jede weiße Rose erinnere uns künftig an diesen Bund." — Und Gott blickte segnend auf dieses Freundschaftsbündniß herab.

Klara legte die Ballkleidung ab, nahm die Glasperlen aus ihren Haaren, zog ihre gewöhnlichen Sonntagskleider an, und beide Mädchen eilten zu Juliens Mutter. Die edle Frau war über Juliens sinnreichen Einfall und über Klarens Sinnesänderung hoch erfreut, und umarmte mit mütterlicher Zärtlichkeit Beide als ihre Kinder. Klara ehrte die Frau von Hügel als ihre zweite Mutter, gehorchte ihr mit kindlicher Ehrfurcht, besuchte sie täglich und arbeitete manche Woche dort. Klara

und Julchen liebten sich wie Schwestern, und waren nur Eine Seele und Ein Herz.

Die Tante fand dieses Alles sehr gut; indeß wollte es ihr doch nicht gefallen, daß Klara den Umgang mit den Fräulein von Winnig und deren Bruder ganz abbrach. Allein nach einiger Zeit hörte dieses Haus ganz unerwartet zu zahlen auf, wobei viele Menschen großen Verlust litten. Die Schuld an all diesem Unglück schrieb man vorzüglich der schlechten Geschäftsführung des Sohnes und der verschwenderischen Wirthschaft der Töchter zu. Frau Burk war sehr aufgebracht, daß auch sie an diesen Leuten bei hundert Gulden verlor. Indeß war sie doch sehr froh, daß Klara die Freundschaft mit den leichtfertigen Geschöpfen schon früher aufgegeben hatte. „Frau von Hügel," sagte sie, „hat sehr gut gerathen; sie ist in der That eine sehr verständige Frau, und hat mehr Einsicht als ich."

Klara und Julie wurden wegen ihres edlen, tadellosen Betragens allgemein geschätzt. Die edelsten Jünglinge warben um ihre Hand — und da Klara als Braut zum Altare geführt wurde, trug sie einen Kranz von weißen und rothen Rosen, und Julie trug bald darauf zum Brautkranze eine ähnliche Rosenkrone.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Der Rosenstock 3
Die Kirschen 59
Die Melone 81
Die Nachtigall 107
Der Wasserkrug 171
Die rothen und die weißen Rosen 215

Jugendschriften.

Sämmtlich Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg** und vorräthig in allen soliden Buchhandlungen:

Maria Ward's,

Stifterin des Institutes der englischen Fräulein,

Leben und Wirken.

Dargestellt von dem Verfasser der Erzählungen des „Priesters Ottmar, der Liebe und des Kreuzes, Agnes und Sophie" 2c.

Mit Approbation der Erzdiöcese München und des Bisthums Augsburg.

Geziert mit dem wohlgetroffenen Bildniß Maria Ward's. In farbigen Umschlag broch. Preis 36 kr. oder 9 gGr.

Zur Empfehlung dieses vortrefflichen, vorzüglich zu Geschenken für die reifere weibliche katholische Jugend bestimmten Werkchens führen wir die Worte des „katholischen Jugendbildners," Breslau 1840, an, welche lauten: „Der „Verfasser hat mit dieser Lebensbeschreibung der deutschen „Jugend ein herrliches Geschenk gemacht. Aus Maria „Ward kann jedes Alter, jedes Geschlecht, besonders aber „das katholische Mädchen, unendlich viel des Guten lernen. „Maria Ward ist Muster in jeder Beziehung. Gott gebe, „daß durch solche gute Bücher recht bald die schlechten ver„drängt werden."

Die Schule der Erfahrung.

Eine Reihe von Erzählungen aus dem Leben einzelner Menschen.

Von Joh. Casp. von Wörndle.

Zweite Auflage. Mit einem Titelkupfer und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 36 kr. oder 9 gGr.

Der arme Heinrich und die junge Melania.

Zwei gemüthliche und lehrreiche Erzählungen

für die

reifere u. gebildetere Jugend beiderlei Geschlechts.

Von Joh. Casp. von Wörndle.

Dritte mit einem Titelkupfer gezierte Aufl. In Umschlag broschirt. Preis 15 kr. oder 4 gGr.

Aus der **Schule der Erfahrung** besonders abgedruckt.

Des Herrn Verfasser regsames Streben für Verbreitung guter Bücher ist allgemein anerkannt. Er bietet dadurch

der Jugend freundliche Gaben, die ihren Zweck: „angenehme Belehrung und sittliche Unterhaltung" gewiß bei allen Lesern erreichen werden. Eine Lesefrucht dieser Art dürfte besonders in unsern Tagen, in denen leider nur zu häufig durch verderbliche Lektüre nachtheilig auf junge Leute eingewirkt wird, sehr willkommen seyn für Alle, denen die Verbreitung guter Grundsätze, und eben deshalb auch die Verbreitung guter Bücher am Herzen liegt.

Die Kinderstube.

Ein Buch, besonders für

Mütter und Kindsmägde, aber auch für Familienväter, Erzieherinnen, Kleinkinderbewahranstalten ꝛc.

Von J. G. Wirth,

Oberleiter u. Lehrer der 3 Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg.

Mit einer lithographirten Abbildung und in Umschlag broch.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Wir entnehmen dem Münchner Tagblatt darüber folgende Stelle: „Der Verfasser dieses Werkchens ist ein „um das Erziehungswesen höchst verdienter Mann. Der „edle Mann hat wohl den schönsten Beruf dieser Welt „auserwählt, er opfert sein ganzes Leben, sein ganzes „Wissen der Erziehung und Leitung der Jugend — sein „Wirken ist wahrhaft göttlich. Wie er eingedrungen ist in „die Geheimnisse der Jugendwelt, wie er erforscht die Nei„gungen und Regungen der jugendlichen Herzen, und wie „liebevoll führt er sie auf die sichere Bahn, daß aus den „guten Kleinen einst gute Große erstehen. Wenn ich „ein Reicher wäre, oder ein Mann von Bedeutung „und Einfluß, ich würde dieses Werkchen oft ver„tausendfachen, und als Saame würde ich es unter „dem Volke ausstreuen, und wenn die göttliche Saat einst „als goldene Frucht aufginge, so wäre ich reichlicher belohnt, „als diese Welt sonst das Gute belohnt. — Wahrlich, ich „hätte nicht umsonst gelebt."

Philothea,

oder

Anleitung zu einem frommen Leben.

Aus dem Französischen des **heiligen Franziskus v. Sales.**

Neue Uebersetzung von **J. P. Silbert.**

Vierte Ausgabe. gr. 8. 21 Bogen stark. Mit dem Bildniß des heil. Franziskus von Sales herrlich in Stahl gestochen, und in Umschlag broschirt. Preis dieser wahren Prachtausgabe (gegen die vielen andern kleinen Ausgaben) nur 36 kr. oder 9 gGr.

Liguori des Heiligen
Besuchungen des
allerheiligsten Sakraments des Altars,
mit Andachtsübungen
zur Morgen-, Beicht-, Kommunion- und heiligen Frohnleichnamszeit.

Neunte verbesserte und mit der Lebensbeschreibung des hl. Liguori vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des hl. Liguori. 8. 22 Bogen stark. Preis 45 kr. oder 12 gGr.

Durch die voriges Jahr in Rom erfolgte für die ganze kathol. Christenheit denkwürdige **Heiligsprechung** des Verfassers wird dieses vorzügliche Buch, welches bereits durch acht Auflagen in mehr als 50,000 Exemplaren schon verbreitet ist, wieder auf's Neue zahlreiche Abnehmer finden, und besonders den frommen Gläubigen auf dem Lande willkommen seyn.

Glaube, Hoffnung und Liebe.
Ein vollständiges
Gebet- und Erbauungsbuch für kathol. Christen jeden Standes.
Von M. C. Münch.

Zweite, mit einem Titelk. gezierte Ausgabe. Auf sehr schönes Velinp. gedruckt, u. in Umschlag br. Preis 1 fl. 12 kr. od. 18 gGr.

Der Pilger des Kreuzes.
Ein
vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch
für gebildete Katholiken.
Von dem Verfasser der Glocke der Andacht.

Zweite, mit einem sehr schönen Stahlstich gezierte Ausgabe. In Umschlag broch Ausgabe auf Velinpap. 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr, Ausgabe auf Druckpap. 54 kr. oder 14 gGr.

Heilige Nachtgedanken
der
Büßerin Magdalena.

Aus dem Italienischen übersetzt von
G. Niedermayr.
Dekan und Pfarrer im Tyrol.

Mit Approbation des hochw. bischöfl. Ordinariats Augsburg.

Zweite, mit dem Bildniß der hl. Magdalena gezierte Ausgabe.
In Umschlag broschirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Der Titel dieses Werkchens veranlaßt uns, die Approbation als beste Empfehlung desselben wörtlich folgen zu lassen: „Da diese in einer geistvollen und erhabenen Poesie „niedergeschriebenen, und in einer wohlgelungenen Ueber„setzung mitgetheilten heiligen Nachtgedanken nichts „Schwärmendes, sondern solide, den Geist erleuchtende, das „Herz erhebende und mit heiligem Ernst vorgetragene Wahr„heiten enthalten, die den Menschen zur Selbst- und Gottes„Kenntniß führen, in ihm den Bußgeist erwecken, den Glau„ben beleben, die Hoffnung und das Vertrauen ermuntern, „und die Liebe entflammen: so nimmt die Bischöfl. Stelle „keinen Anstand diesem Manuscripte die Genehmigung zum „Drucke hiemit zu ertheilen."

Im Verlag der **J. Wolff**ischen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Rechenbuch, enthaltend: Das Numeriren und die vier Grundrechnungsarten mit ganzen unbenannten und benannten Zahlen, die Eintheilungen der bayerischen Maaße u. Gewichte und der vorzüglichsten Münzen, die gemeinen Brüche, die Auflösungen der verschiedenen Aufgaben der Regel-Detri nach dem gewöhnlichen und dem reesischen Ansatze, das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel, und mehrere andere im gemeinen Leben vorkommende Rechnungsfälle, als die Zeit- und Durchschnitts-Rechnung, die einfache und zusammengesetzte Gesellschaftsregel mit den Steuer-, Brandassekuranz- und Vermischungsrechnungen, die Zins- und Liedlohns-Rechnungen, die Inventions-, Progressions- und Ambulations-Regel, die Verbindungs-, Tausch- und Wechselrechnung, die Regula-Falsi mit Angabe einiger Rechnungs-Vortheile, die Futter- oder Heu-, dann Holz- und Torf-Berechnungen, nebst einem Anhange. Verfaßt von J. B. Lechner. Neu bearbeitet und vermehrt von Professor Dr. J. Bundschue. 8°. 27ste, einzig rechtmäßige Original-Auflage. Preis: 40 kr.

Haeusler.

Haeusler.

Haeusler.

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 8

Augsburg 1842

Paed.pr. 3070-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020441-1